

VERONICA

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Atelier im Kloster. Von Ludwig Pietisch (zur Illustration von Vinc. St. Verche). — Die Gemüthlichkeit der Wohnung. Von Jacob Falke. (Schluß). — Sir John Bowring I. — Erinnerungen eines Achtzigers. Von Sir John Bowring. — 1, 2, 3. Volk. — In einem kühlen Grunde. Von Franz Gerike (mit Illustrationen von F. Kleinmichel und F. Siemerling). — Die baltische Sirene und die Pommer'sche Sibille. Von George Heisekel. — Die schönste Prinzessin des Morgenlandes (mit dem Porträt der Fürstin Milena vom schwarzen Berge). — Tannendunkel, Tannenhelle. Eine Weihnachtserzählung von Wilhelm Jensen. (Fortsetzung). — Die Mode. Von Veronika von G. (mit Bigarette). — Auflösung des Räthfels und Nebus Seite 18. — Schach. — Correspondenz.

Atelier im Kloster.

Daß die ganze christliche Kunst ursprünglich aus den Klöstern hervorgegangen ist, daß die ersten Meister, welche über den Gebirgen der heiligen Märtyrer Kapellen und Dome wölbten, die Ersten, welche die Bilder der Gottesmutter, des Erlösers und aller Heiligen auf den Goldgrund der Altartafeln, wie auf die Nischen der Apfiss malten und mit treuem Fleiß und kunstreichem Sinn die copirten Handschriften des Alterthums und die christlichen Urkunden mit den farbenprächtigen, bedeutungsvollen Bildern und Arabesken der Miniaturmalerei schmückten, daß sie Alle die Mönchs-kutte trugen und ihr Talent und Wissen in der Stille der Zelle gebildet und erworben hatten, ist eine allbekannte kunsthistorische Thatsache.

Anfangs sind sie fast namenlos. Die Persönlichkeit des Künstlers geht, so gut wie die des Menschen, auf oder unter in der Gemeinsamkeit der Ordensbrüderschaft und des Klosters. Kaum daß eines kunstreichen Bruder Schreibers Person, wie jenes dort im Sitz der reichsten Geistes-thätigkeit, im Kloster zu St. Gallen, einmal Namen und individuellere Gestalt und Physiognomie erhält. Erst im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert scheint jenes Selbstbewußtsein, der frohe Stolz der persönlichen Meisterschaft auch in den kunstreichen Fratres erwacht, nachdem längst schon die Kunstübung so gut wie die wissenschaftliche Forscherarbeit aufgehört hatten, Alleinbesitz der Klöster zu sein.

Schon in der gothischen Periode der mittelalterlichen Kunst sehen wir das bürgerliche Bau- und Bildhandwerk an die Stelle des mönchischen getreten; die Ordensbrüderschaften von den Genossenschaften der Bauhütten abgelöst. Die Erfindung der Buchdruckerkunst macht dann auch die des Schreibens immer überflüssiger und nimmt ihm schließlich den Miniaturpinzel aus der geschickten Hand. Auch die Tafel- und Wandmalerei hat eine verweltlichende Entwicklung genommen. Auch ihre Übung ist ein weltlich Handwerk geworden, dessen Jüngern die Kunst und nicht mehr die Ordensregel ihr Lebensgesetz, und die Werkstatt Zucht und Tradition die Lehre gibt. Nur noch ganz vereinzelt entsteht von geistlicher Hand in der Klosterzelle und Kirche ein köstliches Gemälde zum Ruhm der Heiligen und ihrer neuen und alten Wunder. Der Bruder Angelico von Fiesole, jener schwärmerische „beato angelico“ im Kloster zu Florenz, dessen entzücktem Auge der Himmel seine verklärteste Schönheit, die lichte Herrlichkeit des Paradieses offenbart zu haben schien, damit er den Brüdern und den Profanen deren Bild male zur Belebung des frommen Glaubens und zur Stärkung in der Sehnsucht aus irdischer Nacht und Trübsal zum himmlischen Jerusalem; er und

Fra Bartolomeo, der Vorgänger und Freund Raphael Sanzio's, dessen, welcher glorreich erfüllen sollte, was jener gewollt und verheißen hatte, — sie waren wohl die letzten großen geistlich-klosterlichen Meister. Damals schon und fortan bis heut bediente sich die Kirche, wie des weltlichen Arms zur Handhabung dessen, was

an den Originalmodellen dafür fehlen. Ob der alte freundliche geistliche Herr mit dem feinen, stillen, sinnigen Antlitz, das fahle Haupt vom weißen Gelock umkränzt, welcher dort sein Gemälde vom gehörigen Abstände aus „auf den Effect“ prüft, und dabei so sorglich bedachtam die aus dem Döschen genommene Prije zwischen den Fingern hält, ehe er sie zur erwartenden Nase führt, — ob er einst draußen im Gewühl der leichtfertigen Welt in jungen Tagen ein Maler gewesen und den Kelch ihrer Freuden und eiteln Ehren genossen hat, ehe er, schiffbrüchig am Ufer seines Daseins leckes Boot hierher in den ruhigen Hafen lenkte? Oder ob er die edle und heilige Kunst erst hier in der stillen Zelle gelernt, in welche er, früh schon dem geistlichen Beruf gewidmet, eingetreten ist, ohne je jenes lockende, sümmliche und verrätherische Meer des Lebens befahren und seine List und seine Tücke erprobt zu haben? Es wäre schwierig, zu entscheiden. Fast möchte man auf letzteres schließen aus der Art der künstlerischen Arbeit, mit welcher beschäftigt er hier dargestellt ist. Der Ehrgeiz des weltlichen Malers hat keinen Platz in seiner ruhig befriedigten Seele. Er weiß nicht, was es heißt, ein Ausstellungspublicum mit überraschenden neuen Erfindungen blenden wollen. Eine Kapelle der Klosterkirche braucht ein neues Altarbild, ein Bild der gnadenreichen Gottesmutter. Seine Kupferstichmappe enthält alle schönsten Darstellungen des ewigen Gegenstandes der christlichen Kunst. Wie wollte er zu überbieten trachten, was die erhabenen Meister derselben (deren Blättern er ein nicht weniger frommes und hingebendes Studium widmen mag in der Einsamkeit seiner Zelle, als den heiligen Kirchvätern) längst in so unübertrefflicher Schönheit und Vollendung geschaffen haben! So hat er die Madonna della Seggiola ausgewählt, um sie nach ihrem Stich, wohl dreibis vierfach vergrößert, auf der Leinwand zu copiren, indem er für die Farbengebung sich entweder von der Erinnerung an das zu Florenz gesehene Original resp. dessen Copien, oder von seinem eigenen Gefühl berathen ließ. Endlich ist das Werk, an dem er so manche Woche mit fleißigem Bemühen und mit tiefinnerlicher andächtiger Beseligung gemalt hat, vollendet. Sein prüfender Blick gleitet von dem Stich zur Tafel und von ihr zu jenem, und der Ausdruck stiller Heiterkeit in den Zügen seines Gesichts scheint zu sagen, daß er zufrieden mit dem Resultat seiner vergleichenden Prüfung und sicher ist, seiner Kapelle einen Schmuck geschaffen zu haben, nicht unwürth, daß vor ihm des Priesters Weihrauch und die Gebete der Gläubigen zur himmlischen Gnadenspenderin aufsteigen.



X.A. RREND'AMOUR.

Atelier im Kloster.

Nach dem eigenen Gemälde gezeichnet von Vinc. St. Verche.

sie Gerechtigkeit nennt, so auch der Hand der weltlichen Künstler zum Zweck des Schmucks ihrer Altäre, ihrer Dome, Kapellen und Klosterrefectorien.

Aber das schließt nicht aus, daß auch bis diese Stunde noch in den Klosterzellen „manch frommer Maler mit vielem Fleiß“ thätig ist, den die Kutte des Ordens bekleidet und alle Gelübde derselben bindet. St. Verche's lebenswürdiges Bild eröffnet uns einen Blick in die stille, trauliche Werkstatt eines solchen. Ehedem in Italien, heut in Oesterreich und Baiern zumal, wird es nicht

Ludwig Pietisch.

Die Gemüthlichkeit der Wohnung.

Von Jacob Falke.
(Schluß.)

Wie anders doch heimelt es uns an, wenn wir uns bei der Betrachtung von Bildern der alten holländischen Meister in das Innere der Gemächer versetzen, in denen sie uns ihre singenden, klavierspielenden Damen, ihre kleinen plaudernden Gesellschaften, ihre Familienescenen vorführen! Es ist allerdings der Wohlstand, der in diesen Räumen herrscht, holländischer, d. h. solider Wohlstand, aber es ist meistens nicht viel und nicht vielerlei, was sie enthalten, und doch fühlen wir uns gemüthlich in ihnen zu Hause und wünschen das Gleiche bei uns, wenn es nur jemand machte. Und selbst die einfachen, ganz bürgerlichen Räume, wie sie uns z. B. Pieter de Cooghe oder der Desf'ische van der Meer in der Verkürzung des Sonnenlichts vor Augen stellen — es ist doch gewiß nicht die geschickte, natürliche Wiedergabe der Wirklichkeit, die uns entzückt, sondern es liegt in ihnen ein Zauber, ein poetischer Reiz, der unsern Sinnen an sie fesselt, unser Gemüth an ihnen hängen läßt, daß es schwer wird uns von stiller Betrachtung loszureißen! Und ganz ebenso ist es mit vielen alten Zimmern und alter Einrichtung, auf die wir wohl zuweilen auf unsern Reisen stoßen. Sie fesseln uns, heimeln uns an, befangen uns und wenn wir auch nicht wissen warum, so wird es doch gewiß einen Grund haben, und dieser Grund ist nicht der, daß sie eben alt sind und mit dem Gedanken des Alterthums so etwas wie romantischer Schwärmerei in uns aufsteigt. Selbst wenn der Stannagaft seine braune, holzgetäfelte, verräucherte Kneipe liebt und sie gemüthlich findet, so pflegt er recht zu haben, wenn er auch nicht weiß weshalb.

Was ist es denn, das in all diesen den gleichen Eindruck hervorrufen, den Eindruck, den wir eben suchten? Es ist zuerst und vor allem die Farbe, nicht eine bestimmte, sogenannte schöne Farbe, sondern die milde, ruhige Zusammenstimmung der Farben, ihre Harmonie. Was in dem einen der genannten Fälle der Künstler mit bewußter Absicht hervorgerufen hat, das hat im andern die Zeit gethan, die alle Härten abschleift, alle Schärfen mildert, alle Gegensätze verhöhnt und zu ruhiger Wirkung näher aneinander bringt. Die Zeit legt wie der Künstler „Ton“ über das ganze Bild und gibt ihm Stimmung. Wir müssen also der Zeit und dem Künstler folgen und möglichst dasselbe thun.

Die Einheit der Farbe geht jedenfalls der Einheit des Stils voraus. Da wir heute keinen eigenen Formenstil haben, so könnten wir eine solche formelle Einheit nur in einem der vorausgegangenen historischen Kunststile verlangen, um aber in solchem Falle Ungleichheiten, Fehler und Verstöße zu bemerken, ist eine nicht geringe künstlerische oder kunstgeschichtliche Bildung notwendig. Wer sie besitzt, wer auch für die Form so feinfühlig ist, der wird allerdings trachten, wenn er in der Lage ist, auch in dieser Beziehung sein Gefühl zu befriedigen, und er wird dadurch natürlich die Harmonie seiner Umgebung nur erhöhen und verbessern. Den Eindruck der Farbe aber, den von Dissonanzen und Härten, erhalten wir unmittelbar und fühlen ihn leicht, wenn anders unser Auge durch die Härten und Disharmonien, die uns umgeben — und das ist ja fast die Regel — nicht abgestumpft worden ist. Wir können uns aber ohne gelehrte Bildung durch treue Beobachtung an das richtige Gefühl wieder zurückgewöhnen. Die Farbe ist es ja auch, welche in allem, was das Auge trifft, überhaupt Stimmungen und Eindrücke hervorruft, und mit der wir die gleichen Empfindungen schaffen können, das Warme und Lebendige und das Kalte und Todte, das Nüchterne und Netzlose wie das Poetische und Anziehende, Pracht und Reichthum wie edle Einfachheit, das Bornehme und Elegante wie das Stille und Behagliche.

Wenn nun, wie gesagt, die Gemüthlichkeit der Wohnung vorzugsweise auf der Harmonie der Farben beruht, so sind damit einerseits grade nicht ganz volle, leuchtende Farben gemeint, andererseits aber ist das, was wir wollen, keineswegs durch die grauen und verwachsenen Farbentöne, wie sie bisher in Mode waren, zu erreichen. Damit schaffen wir nur eine kalte, nüchterne, reizlose Stimmung, die wir uns gewöhnt haben für vornehm und elegant zu halten, und wenn wir, wie es ja auch die Mode ist, diesen weißen oder hellgrauen Wänden Möbel hinzufügen, die mit Anilinroth, Anilinblau oder ähnlichen ordinären Farben überzogen sind, so machen wir das Uebel nur schlimmer, weil wir zur Kälte noch die Härte des Gegenstandes hinzufügen. Wir müssen allerdings zu entschiedenere Farben zurückkehren, diese aber in die rechte Harmonie setzen.

Mit dieser Forderung stoßen wir allerdings, insbesondere in Norddeutschland, auf ein großes Hinderniß. Der Norddeutsche liebt die Farbe nicht, wie z. B. der Oesterreicher oder überhaupt der Südländer und der Oriental, und er entschuldigt sich gern damit, daß es so in seiner Wesenheit naturgemäß begründet liege, sinemalen Land und Himmel alle die glänzende Farbe fehle, und Regen und Nebel den Generalkton angeben. Es ist aber diese Meinung, daß nur das Graue sein sei, wie es einmal auch in der Düsseldorf Landchaftsmalerei hieß, nur eine Angewöhnung der Mode und ein Resultat des seit den Zeiten der Renaissance immer tiefer gesunkenen Kunstgeschmacks. Im Volke, an dem diese Entwicklung der modernen Civilisation vorüber gegangen ist, hat sich überall die Farbenlust erhalten, selbst bis in den höchsten Norden hinein. In der schwedischen Provinz Dalekarlien z. B., wo es viele Monate des Jahres einen weißen und wenige Monate einen grünen Winter gibt, wie man in Schweden sagt, sieht man Gewebe der Frauen, namentlich in Verwendung ihrer Kleider, von heller, orientalischer Farbenpracht.

Es liegt darum in der Natur selbst nirgends ein Hinderniß, daß wir nicht zum Vergnügen an angenehmer Farbe wieder zurückkehren. Es ist ein Vergnügen, ein reizendes noch dazu, und warum sollten wir demselben entsagen? warum sollten wir Verzicht leisten auf ein Mittel, das so sehr zur Verschönerung, zur Idealisierung unseres Lebens beizutragen vermag? Der Uebergang wird für unsere Damenwelt auch nicht so schwer sein, da sie ja mit der Kleidung bereits den Anfang gemacht hat, und hier die Alleinherrschafft von Grau bereits gebrochen ist.

Wenn man nun freilich von uns verlangen wollte, bestimmte Regeln der Harmonie anzugeben oder Reichen verschiedener Farben, die mit einander harmoniren, aufzustellen, damit es ein Jeder ablese, was er brauchen und was er nicht brauchen kann, so können wir uns darauf aus verschiedenen Gründen nicht einlassen. Einmal wird die Farbe nie Herzens- und Gefühlsache und vermag darum auch keine Lust zu gewähren, wenn man das Zusammenpassende von der Tabelle abliest, zum andern sind die Combinationen so mannigfaltig, und die Farben, welche in einem Zimmer an Wänden, Decken und Geräth vorkommen, mit allen

Nüancen und Tönen so zahlreich, daß keine Tabelle ausreichen würde, und zum dritten gibt es nicht einmal feststehende Regeln, so daß selbst Brücke in seinem trefflichen, vielcitirten Buche (Physiologie der Farben) das Meiste dem Gefühl und der Erfahrung überläßt.

In einzelnen Fällen mag namentlich der Decorationskünstler dieses Buch mit Nutzen anwenden, im Allgemeinen haben wir aber keinen anderen Rath, als zunächst in sich selbst ein Interesse an der Sache zu erwecken und sich der steten Beobachtung und Erfahrung hinzugeben. Man wird bald sehen, daß der Beobachtung das Gefühl, dem Interesse der Genuß folgt. Man wird sehen, daß hier erlernt und geübt werden kann, was man gewöhnlich für eine angeborene Fähigkeit hält. Wir halten nicht viel von jenem Farbengeschmack oder überhaupt von jenem Geschmack (wir müssen leider so ungalant sein!), welcher dem weiblichen Geschlecht als solchem angeboren und zu eigen sein soll — die modernen weiblichen Handarbeiten legen kein Zeugniß dafür ab. Vielmehr wenn das schöne Geschlecht dem unschöneren hierin etwas voraus hat, so liegt das eben darin, daß die Frauen von Kindheit auf in Toilette und Arbeit mit Farben und Geschmacksfragen zu thun haben und daher Uebung besitzen, und in Folge der Uebung die Entscheidung ihnen leichter wird. An den Knaben und den Mann treten diese Fragen so gut wie gar nicht heran, ja die Erziehung sucht sie wohl zu unterdrücken.

Zudeßen sind es doch zwei Punkte allgemeiner Art, die wir nothwendig berühren müssen, umso mehr, als sie von größter Wichtigkeit sind, als sie leicht beachtet werden können, und man sie dennoch übersieht oder das Gegentheil thut.

Der eine dieser Punkte betrifft die Stärke der zusammen-tretenden Farben in ihrem Verhältnis zu einander. Ich habe schon angedeutet, daß das moderne Auge für Farbenwirkung nur dann Empfängnis zu haben scheint, wenn der Contrast nicht bloß in der Verschiedenheit der Tinten, sondern auch in der verschiedenen Stärke der Töne, in dem Hell und Dunkel, in der Kraft und der Schwäche der mit einander verbundenen Farben zugleich beruht. Auf diese Weise läßt sich wohl Harmonie im physikalischen Sinne herstellen, insofern als die gewählten Farben nach ihren Tinten zusammenpassen, nicht aber die höhere, künstlerische Harmonie, nicht eine ruhige, wirklich erfreuende, reizvolle oder poetische, coloristische Stimmung. Setzen wir die Farben hell und dunkel, vollständig und schwach gegen einander, so ist der Contrast grell und hart und stößt ab, statt anzuziehen. Stößt uns der Effect aber ab, wie soll das Auge mit Wohlgefallen darauf ruhen? Dieses ist nur dann möglich, wenn die Farben, die zusammenzutreten, auch in ihrer Stärke, in ihrem Hell und Dunkel wohl abgewogen sind und in dieser Beziehung einander gleich oder doch sehr nahe stehen. Nur dann gewähren sie die ruhige Harmonie, welche die Grundbedingung der Gemüthlichkeit ist. Das Vermögen, die Farben in diesem Sinne zu scheiden oder zu bestimmen, setzt nur eine geringe Uebung voraus. Das Auge gewöhnt sich leicht daran, Farben, die als zu hell oder als zu dunkel aus der Harmonie der übrigen heraustreten, in ihrer falschen Wirkung zu erkennen.

Der zweite Punkt ist die heute sehr zeitgemäße Frage, ob überhaupt hell oder dunkel? Wir kämpfen hier wiederum gegen ein Vorurtheil, wie dasjenige der modernen grauen Farblosigkeit. Die Frage ist erst seit wenigen Jahren in Fluß gekommen. Bisher liebte man eben, namentlich bei uns in deutschen Landen, einzig das Helle in der Wohnung, und weiße Wände und Decken mit goldenen Ornamenten galten für die vornehmste Decoration. Es ist aber nur die billigste, wenn nicht finanziell, doch geistig für den künstlerischen Kopf und den Geschmack des Bewohners. Unsere Thüren waren alle weiß mit Lackfarbe angestrichen, als sollten sie weißen Marmor vorstellen, die Möbel selbst wurden wohl weiß lackirt. Dazu war dann rothe Seide oder gar dunkelrother Sammet der gewöhnliche Ueberzug, so daß der Contrast nicht stärker und schreiender, die Wirkung nicht reizloser, ungemüthlicher sein konnte. War es nicht Weiß, so waren es wenigstens helle, kalte Farben, welche die Wände bedeckten.

Diese Vorliebe ist auch eine Erbschaft des Rococo. Damals aber verstand man das Helle und Licht noch künstlerisch zu behandeln, indem man Sesseln und Holzwerk in die entsprechende Stimmung setzte. Unsere Möbel aber sind heute durchweg dunkel oder wenigstens von kräftiger Färbung; wir haben das lichte Holz so gut wie gänzlich verbannt, und mit den Möbelstoffen ist es wenigstens im Salon nicht anders. So ist der harte Contrast gegeben, so lange wir an der lichten Wand festhalten. Nun wollen wir nicht sagen, daß man überhaupt nicht mit den hellen Farbentönen eine angenehme, freundliche und heitere Stimmung, eine gelungene Harmonie hervorbringen könne, aber sie ist viel schwieriger und hat außer dem harten Contrast mit den Möbeln auch noch den Nachtheil, daß die Bewohner des Zimmers selbst sich unvortheilhaft von ihr abheben. Es ist nicht ohne guten Grund, daß der Porträtmaler seinen Köpfen einen dunklen Hintergrund verleiht, weil er wohl weiß, daß sie nur aus ihm sich ruhig und lebendig zugleich erheben. Und ganz dasselbe ist es im Zimmer. Die Damen lieben heute die lichten Wände, in der Meinung, daß nur mit ihnen das Zimmer hell und freundlich sei, wenn sie aber bedächten, daß die helle Wand ihrer eigenen Erscheinung zum großen Nachtheil dient, die dunkle dagegen viel mehr geeignet ist, ihre Vorgänge in das Licht zu stellen und ihren Kopf interessant zu machen, so würden sie vielleicht eher das Vorurtheil gegen die dunkle Wand fallen lassen.

Und wie mit den Bewohnern, so ist es auch mit den zahlreichen Gegenständen der verschiedensten Art, die sich im Zimmer befinden. Die dunkle Wand als Hintergrund nimmt sie alle ruhig auf und vereinigt sie, während die helle sie isolirt und durch die Isolirung eine unruhige Gesamtwirkung gibt. Mit jener haben wir die Harmonie eines gelungenen Gemäldes oder können sie wenigstens damit haben und erreichen damit denselben Effect, den uns die alten Zimmer oder die auf den Gemälden der Niederländer machen.

Wir müssen uns darum, wollen wir unserer Wohnung den Charakter einer anheimelnden Behaglichkeit, den Charakter gemüthlicher Reize wiedergeben, schon dazu bequemen, uns mehr auf dunkle Farbenstimmung einzulassen, so sehr es auch dem heutigen Gefühl bei uns noch widerstreben mag. Wir können es gemacht thun; wir brauchen nicht mit finstern Tönen anzufangen, noch brauchen wir Schwarz und was ihm nahe steht zu wählen, wie es ihrer Zeit, nicht ohne eigenthümliche Reize, zuweilen die Pompejaner gemacht haben. Wir nehmen für den Anfang — oder bleiben auch dabei — die Mittelstöne in Bezug auf Dunkel und Helligkeit, z. B. ein goldiges Braun, oder ein warm gebrochenes Grün oder ein Roth, das einerseits nicht zu feurig, andererseits nicht zu fuchsig und nicht zu dunkel ist. Wenn der Eindruck des Ungewohnten überhanden ist, so werden wir bald

an der neuen Weise Gefallen finden und fortan nicht mehr von ihr lassen. Es ist schon Vielen so gegangen. Mit dem Leben in diesen Räumen kommt das Gefühl für ihre Reize.

Es ist freilich mit der Farbe allein, wenn auch das Meiste, doch noch nicht Alles in der Wohnung gethan, ihr den Eindruck der Gemüthlichkeit zu sichern. Die gemüthliche Wohnung bedarf nicht des Ausdrucks von Reichthum oder besonderer Wohlhabenheit, aber das Gefühl der Leere, wenn es sich aufdrängt, wird überall abstoßend wirken. Es sei also, wenn auch mit bescheidener Ausstattung und einfachem Schmuck, dafür gesorgt, daß uns Raum und Wände nicht mit ihrer Leerheit entgegenstarren, andererseits freilich auch nicht durch Ueberfülle unsere Bewegungen unsicher und gefährlich machen. Es sei ferner darauf geachtet, daß das Mobiliar, auch wenn es sich nicht durch Stülgerechtigkeit auszeichnet — wir verlangen das nicht —, doch nicht durch seine Steifheit und Unbequemlichkeit auffalle oder gar durch die Gefahren, die es bietet, wie z. B. in dem oben erwähnten gothischen Hause, oder durch verstopfte Knäufe und Zapfen uns schmerzlich ins Bewußtsein trete. Es hat endlich auch die Stellung der Möbel, das Arrangement derselben, ihre Vertheilung im Raume eine große Bedeutung.

Dies letztere ist ein Punkt, der nicht mit Gleichgültigkeit betrachtet werden darf. Schon physisch, wie unangenehm ist das Gefühl, wenn man behaglich und frei sitzen soll und weiß ein Fenster oder eine Thüre unmittelbar hinter seinem Rücken! Ebenso drängt es sich sofort unserer Empfindung auf, wenn die Wege gewissermaßen verbaricadirt sind, und alles so verstellt ist, daß man zu keinem Stück Möbel gelangen, daß man nicht kommen, nicht gehen, nicht sich setzen kann, ohne erst Hindernisse zu entfernen. Beispielsweise sei auch der Stellung des Sophas mitfammt der ganzen Garnitur und dem dazu gehörigen Tische an der Fensterwand als eines Arrangements gedacht, das uns immer einen höchst ungemüthlichen Eindruck gemacht hat. Es ist natürlich, daß man sich zum gemüthlichen Geplauder in die Tiefe des Zimmers zurück zieht, in das Abgesonderte, nicht aber in die Nähe der Fenster rückt, wo die kalte Zugluft und die Eindrücke der Außenwelt der Behaglichkeit und Ungeirtheit störend entgegenwirken. Und diese Stellung ist z. B. in Wien fast zur Schablone geworden.

Ueberhaupt muß man sich vor der Schablone hüten und aller Mode zum Trotz sein eigenes, individuelles Gefühl unerschrocken zur Geltung bringen. Die Schablone läßt kalt; sie macht den Eindruck, daß der Schmuck der Wohnung dem Besitzer gleichgültig sei, und er ihn eben dem Tapezier übergeben habe, damit er es mache, wie er es anderswo gemacht. Wer von der Schablone abgeht, wer, unbekümmert um die Vorschriften der Mode, seinem eigenen Gefühl folgt, der zeigt, daß er Interesse an der Sache hat, daß er mit Liebe und Vergnügen an der Stätte hängt, darin er lebt. Und dieses Vergnügen, diese Liebe theilen sich sofort dem Ankömmling mit, der als Fremder, der als Gast diese Räume betritt. Er fühlt, daß in den Stätten, wo die Liebe walten, auch die Gemüthlichkeit sich niedergelassen hat und ihn willkommen heißt. So paart sich das physische und das psychische Moment: das Bedürfnis nach Gemüthlichkeit ruft den sichtbaren Ausdruck derselben hervor, und dieser theilt sich als Stimmung dem Bewohner und Beschauer mit.

Sir John Bowring †.



Der greise, hoch-berehrte englische Mitarbeiter unseres „Bazar“, der für dessen Verlegethums noch im letzten Jahre seines so jenseitsreichen und bis ins hohe Alter geistig fruchtbaren Lebens die „Erinnerungen eines Achtzigers“ niedergeschrieben hatte, Sir John Bowring, geb. 17. October 1792, ist am 23. November 1872 zu Claremont, Exeter gestorben. Dreißig fremder Sprachen

mächtig, zog er zuerst als Polyglotte durch 15 Bände Uebersetzungen fremder Dichter die Aufmerksamkeit auf sich. Dann dem Rechtsstudium sich widmend, Jeremy Bentham's Erbe und Herausgeber von dessen Werken, war Dr. Bowring zugleich Redacteur der Westminster-Review, parlamentarischer Commissär über die Handelsverhältnisse Hollands, Frankreichs, der Schweiz, Syriens, Cyprens und des deutschen Zollvereins; dann mit Bright und Cobden Stifter der Anti-Corn-Law-League, von 1835 bis 1849 Parlamentsmitglied, von 1850 bis 1857 Vicekönig von British-China, Generalconsul und Viceadmiral von Hongkong, 1858 außerordentlicher Gesandter und Handelsvertragschlichter an den Höfen von Japan, Siam und Korea, seit 1859 Generalconsul der Königin von Hawaii, Großkreuz, Commandeur und Ritter der Orden von Spanien, Belgien, Schweden, Italien, Oesterreich, Siam, Hawaii u. s. w., Ehrenmitglied fast aller europäischen Akademien und gelehrten Gesellschaften. Sir John hatte besondere Vorliebe für Deutschland, dessen Sprache er vollkommen sprach, überlegte auch Chamisso's Peter Schlemihl und war persönlich befreundet mit Goethe, Humboldt, Barnhagen, beiden Grimm, Bettina, Freiligrath u. s. w., sowie 1838 am Hofe zu Berlin und Potsdam ehrenvoll aufgenommen. Seit 1816 vermählt mit Mary Lewin, der Mutter seiner vier Söhne und drei Töchter, die ihn überlebten, verlor er 1858 diese erste treue Lebensgefährtin, sie wurde durch die feindselig gesimten Chinesen vergiftet, 1860 heirathete er zum zweiten Male Deborah Castle.

Sir John Bowring's ältester Sohn, John Charles, hat sich besonders als Entomologe bekannt gemacht; der zweite Sohn, Frederic, ist Advocat in Cambridge; der dritte, Lewin Bentham ist Generalcommissär von Mysore; und der vierte Sohn, Edgar Alfred Bowring, deutsch erzogen, der meisterrhafte Uebersetzer von Schiller's, Goethe's und Heine's Gedichten, war bei der Weltausstellung von 1851 des Prinzen Albert rechte Hand, wurde dafür Ritter des Bathordens und ist seit 1870 Parlamentsmitglied für Exeter. Wir hoffen auch ihn demnächst unter die Mitarbeiter des „Bazar“ zu zählen.

Erinnerungen eines Ahtzigers.

Von dem Bazar geschrieben von Sir John Bowring.

Meine Jugend.

Ich wurde geboren zu Exeter am 17. October 1792. Da ich für den Kaufmannsstand bestimmt war, so erhielt ich keine gelehrte Erziehung, und in der That hätte es mein Vater, da ich das älteste von neun Kindern war, kaum verantworten können, für mich die Kosten einer Universitätsbildung zu bestreiten. Meine Vorfahren — von denen einer vor zwei Jahrhunderten als Zahlung für seine Arbeiter halbe Pennystücke prägen ließ mit einem Wollkamm auf dem Revers — hatten mehrere Generationen hindurch im Wollen- oder Stapelgeschäft von Devonshire gearbeitet, welches in früherer Zeit so prosperirte, daß die Ausfuhr von Exeter jährlich eine halbe Million Pfund Sterling betrug, und der Hafen von Schiffen aus allen den größten europäischen See-Märkten wimmelte. Ich wurde nach Moreton-Hampstead, einem Marktort an der Grenze von Dartmoor, geschickt, wohin man damals — jetzt führt eine Eisenbahn dahin — nur auf Reittwegen gelangen konnte, da Wagen mit Rädern nicht gebräuchlich, überhaupt den Bewohnern unbekannt waren. In Moreton-Hampstead erwarb ich nur unbedeutende classische Kenntnisse, aber der Lehrer, der unitarische Geistliche, ermunterte mich in meiner Liebe zum Studiren. Der Ort und die Umgebung boten einer romantischen Neugierde reichliche Nahrung. Wir hörten eine Menge Erzählungen von den Devonian-Fen (Pixies), an deren Existenz damals die Bauern allgemein glaubten, und noch jetzt ist dieser Aberglaube nicht ausgerottet. Aber der Handel von Devonshire ging mit Riesenschritten seinem Verfall zu, und ich benutzte bald eine Gelegenheit, nach London zu kommen. Ich hatte durch die Unterstützung einiger Kaufleute in Exeter im Studium fremder Sprachen große Fortschritte gemacht, sprach ziemlich gut französisch, spanisch, portugiesisch und italienisch und verstand etwas deutsch und holländisch. Kaum war ich mündig, so schickte mich mein Principal, Namens Milford, nach Spanien zur Zeit des Peninsularkrieges, und ich war in der spanischen Sprache so zu Hause, daß die Spanier mich den englischen Spanier „el Español Ingles“ nannten. In kaufmännischen Geschäften besuchte ich die wichtigsten Länder von Europa, aber ich war, um die Wahrheit zu sagen, viel weniger für den Handel geeignet, als für das politische oder literarische Leben, in welches ich bald wie durch eine nicht zu besiegende Nothwendigkeit mich gezogen sah. Spanien erfreute sich damals der Wohlthaten der Constitution von 1812, welche das allgemeine Stimmrecht anerkannte und für die Erziehung des Volkes sorgte. Es ist erfreulich zu sehen, daß die Spanier diese freisinnige Constitution wahrscheinlich wieder annehmen werden. Der Enthusiasmus des Volkes war grenzenlos, und das Anbringen der Constitutionssteine*) in verschiedenen Ortschaften geschah unter großen Kundgebungen des Jubels. Schulen und Zeitungen wurden aller Orten gegründet. Diese versprechende Herrschaft der Hoffnung wurde durch die verrätherische Invasion des Herzogs von Angoulême im Jahre 1822 zerstört, welche man den Feldzug des Trocadero nennt; aber die Bourbonen haben sowohl in Frankreich als in Spanien ihren Lohn empfangen. Sie haben Wind gesät und Sturm geerntet. Eine wunderbare Beredsamkeit entsetzte sich in den ersten Cortes, und die Erwählten des Volkes, Arguelles, Martinez de la Rosa, Galiano, Graf Toreno und viele andere zeigten eine überraschende Fähigkeit zum Regieren. Alles Provinzialgefühl schien damals im Nationalgefühl aufzugehen, und ungeachtet der verschiedenen Dialecte und Gebräuche schien sich Alles zu einem Ganzen zu verschmelzen. Der Biscayer erzählte von den Zusammenkünften seiner Vorfäter unter der Eiche von Guernica; von der Blume, die man in den Strom warf mit der Proclamation, daß sie ihre Freiheiten vertheidigen wollten, so lange als der Strom die Blume dem Ocean zuführe. Die Aragonesen rühmten sich des alten Eides, welchen sie ihren Herrschern auferlegt hatten: „Wir, die wir so viel gelten als Ihr, und mehr vermögen, als Ihr, machen Euch zu unserm König und Herrn, unter der Bedingung, daß Ihr unsere Rechte und Privilegien vertheidigt, und wenn nicht — nicht!“

Ich zog in Frankreich ein mit Wellington's Armee. Der Herzog von Angoulême, der hellgrüne Weinleider trug, begleitete ihn — aber, wenn es ein Gefecht gab, so hielt er sich bei Seite, und jedesmal, wenn der heldenmüthige Herzog sich bei der Nachhut herumtrieb, konnte man sicher sein, daß der Vortrab im Gefechte war. Ich war in Bordeaux, als d'Angoulême einzog; er vertheilte sehr freigebig den Lifenorden und wurde von dem Bürgermeister, Namens Lynch (von irischer Abkunft), mit großen Ausdrücken von Liebe und Ehrerbietung empfangen. Was mir am meisten auffiel, war der völlige Mangel von jungen oder kräftigen Männern unter den Landleuten. Die Conscription hatte sie alle zum Militärdienst gezwungen, und man sah nur sehr alte Männer, Frauen und Kinder. Wir zogen in Paris ein, auch dort wurden die Eroberer mit kriechender Schmeichelei empfangen. Der Anfangsbuchstabe N des Kaisers wurde durch das A der Kaiserin ersetzt, und die Pariser, welchen die ernstesten Dinge Stoff zu Wortspielen geben, riefen: „Autrefois il y avait des N mis (ennemis) partout, à présent il y a des A mis.“ Die Umwälzungen, welche in Frankreich stattgefunden haben, und zwar immer unter wildem Jubelgeschrei, bilden seltsame Gegenstände: das Directorium, das Consulat, das Kaiserreich, das legitime Königreich, die Orleans, wieder Republik, Kaiserreich, und jetzt — wie sollen wir diese Regierung nennen? Ich erinnere mich der Zeit, da Thiers als Commis bei Laffitte in einer Dachstube wohnte. Ich habe einen gewissen Groll gegen ihn, denn er hat mehr, als irgend ein anderer Mann jenen militärischen Geist angefaßt, gepflegt und gehätschelt, der Frankreichs Ruin war, ist und sein wird, und er war es besonders, der Lord Clarendon's und meine Bemühungen, einen freisinnigen Handelsvertrag zu erlangen, vereitelte — aber er ist ein Typus seines Landes — varium et mutabile semper — ein Mann von großer Verschlagenheit und wenig Weisheit und ohne Voransicht, aber, er „sprüht von Geist“, und das ist seine Rettung. Chateaubriand's wohlbekannte Charakterisierung von Thiers ist nur halb richtig. Ohne Zweifel ist er scharfsinnig und geschmeidig, die Biegsamkeit seiner Natur ist höchst charakteristisch. Von Jugend an war es bestimmt, daß er in Zukunft eine Rolle spielen sollte. Talleyrand sagte zu mir im Jahre 1830: „Rapprochons-le, — il a de l'avenir.“ Er versteht kleine, aber nicht große Dinge, er hat

keine gesunde Philosophie, keine moralischen Grundfäße. Chateaubriand sagt: „er hat keine Eifersucht, keine Empfindlichkeit, keine Vorurtheile.“ Nach meiner Erfahrung ist er im höchsten Grade von Vorurtheilen besungen und am hartnäckigsten, wenn er Unrecht hat. Es ist nicht wahr, „daß er sich über die Mittelmäßigkeit der Zeiten erhebt“. Er ist ein wahrer Typus der Mittelmäßigkeit der Zeiten und dieser Eigenschaft verdankt er seine Erhebung. Sein grenzenloser Stolz wird gebuldet, weil er nicht Andere herabzuwürdigen sucht.

Meine Erfahrungen in kaufmännischen Geschäften waren mir in meiner parlamentarischen Laufbahn von großem Nutzen. Mit Sir Henry Bawnell, dem spätern Lord Congleton, arbeitete ich die Berichte aus, auf welche unser jetziges System öffentlicher Rechnungsablegung begründet ist. Vor 1830 entgingen sieben Millionen Pfund Sterling jährlich der Controle, ja sogar der Kenntniß der Besetzung, indem sie entweder von den Einkünften des Einnahme-Departement abgezogen oder durch Verkauf von Vorräthen, Uebertragungen und andere Quellen von den Ausgaben-Departements erlangt wurden. Die Vorschläge der Commission kamen zur Ausführung, die Brutto-Einkünfte werden jetzt an die Schatzkammer bezahlt, und Zahlungen können nur mit Genehmigung und unter den Augen des Hauses der Gemeinen erfolgen. Ich wurde später zum Vorsitzenden des Comité für Rechnungsweisen in den Colonien ernannt, und in allen Colonien der Krone, wo das Colonial Office nach dieser Richtung hin einen Einfluß ausüben kann, wurde das gleiche System befolgt. Ich studirte die öffentlichen Rechnungen in Holland; sie waren durchaus nicht befriedigend. Dort pflegte der König durch eine Behörde, genannt Syndicat, viel geheime Wechselreiterei (Actiengeschäfte) zu treiben, durch schmutzige Speculationen und kaufmännische Unternehmungen, aber in Frankreich fanden wir ausgezeichnetes Material für unseren Zweck, und die wichtigsten Bürgschaften für Genauigkeit sind von unserer Regierung angenommen worden.

Die Frage wegen des Decimalsystems blieb unseren Arbeiten nicht ganz fremd. Auf meinen Antrag im Hause der Gemeinen wurde der Gulden, als zehnter Theil des Pfund Sterling, gemünzt, und der Prinz-Gemahl interessirte sich so lebhaft für die Frage, daß wir uns, wenn er am Leben geblieben wäre, von dem ungeschickten und verwinkelten System der Funde, Schillinge, Pence und Farthings emancipirt und durch Theilung des Pfundes in 1000 Theile ein System eingeführt hätten, das sich durch seine Einfachheit jedem denkenden Geiste empfiehlt, während der ihm entgegengekehrte Widerstand nur die Entschuldigung hat, daß wir nicht klüger sein wollten, als unsere Großväter.

Aber, obgleich jede Verbesserung in England langsam vorwärts schreitet, so hat doch die Frage eine weitere Verbreitung gefunden, das bewundernswürdige metrische System von Frankreich hat jetzt viele Anhänger, und seine Anwendung ist durch das Parlament gestattet, hoffentlich ist die Zeit nicht fern, wo das, was jetzt nur Erlaubniß ist, zur gesetzlichen Vorschrift wird.

1, 2, 3=Polka.

Drei ist eine gute Zahl,
Das ist unterschrieben,
Auch im kerzenhellen Saal
Scheint man sie zu lieben,
Kommt ihr Mädchen, kommt herbei,
Eins, zwei, drei,
1 — 2 — 3.

Von der wilden Melodie
Ward mir so bekommen,
Und ich bin, ich weiß nicht wie,
Aus dem Tact gekommen,
Und ich zählte doch dabei
Eins, zwei, drei,
1 — 2 — 3.

Ach, so müde wurde ich,
Müde vom Polkiren,
Und mein Tänzer führte mich
In den Park spazieren,
Und er küßte mich dabei,
Eins, zwei, drei,
1 — 2 — 3.

Ach, nun kümmert's mich nicht mehr,
Wie die Töne klingen,
Nögen Andre um mich her
Tanzen oder springen.
Mir ist — Alles — einerlei — — —
Eins — zwei — drei,
1 — 2 — 3.

E. v. B.

„In einem kühlen Grunde.“

Die Sonne lächelt so freundlich auf die Mühle hinab, lustig laufen die Räder, und froher Jubel erklingt aus dem Müllerhäuschen. Gretel steht da Hand in Hand mit ihrem lieben Peter, sie haben sich beide gefunden, was ihnen so lange schmerzlich abgedrückt hat. Freundlich schauen Vater und Mutter auf ihr Töchterchen und auf den künftigen Sohn, sie denken an vergangene Zeiten, als sie sich einst die Treu geschworen; da hatte ihnen die Sonne nicht so freundlich geschienen, sie haben tüchtig zugreifen müssen, um sich vorwärts zu bringen.

„Ein rechter Goldfisch ist die Gretel, sie ist des Müllers einzig Kind, kann sich mit jeder aus dem Dorfe messen. Der Peter hat einen guten Fang gefan,“ so sagen die Alten aus dem Dorfe. „Weit und breit gibt es kein schöneres Mädchen,“ sagen die jungen Bursche. „Der Peter kann lachen.“

Und der Peter lacht auch aus vollem Herzen. Nur der Herr Pastor macht ein bedenkliches Gesicht. „Der Peter ist ein kreuzbraver Junge,“ meint er, „und von der Gretel hoffe ich — daß sie gut ist.“

Aber der Herr Pastor ist, unter uns gesagt, ein wenig wunderlich; er zerbricht sich den Kopf über gar manche Dinge, die nicht viel mehr nutzen, als wollte man zu studiren anfangen, um zu lernen, wie das Gras wächst.

Ein fester Burck war der Peter. Wie er zur Musterung kam bei den Soldaten, strich der Herr Obrist seinen Schnauzbart. „Solche Leute können wir brauchen,“ sagte er schmunzelnd.

Da gab es nun freilich einen schweren Abschied. An dem Hals hing die Gretel dem Peter, wollte ihn nicht von sich lassen und sie stieß ihm ein Klinglein an den Finger: „Vergiß Dein treues Gretel nicht,“ schluchzte sie. Beim Peter sah es auch recht krank im Herzen aus, weinen aber durfte er nicht, er war ja seines Königs Soldat geworden.

Mit dem Peter war auch des Amtmanns Sohn zur Bestellung gekommen. Auch der war kräftig und wohlgebaut, war



fast so stark wie der Peter. Doch sie konnten ihn nicht brauchen, hieß es, und er kam wieder nach Hause. Im Dorfe munkelte man so allerhand darüber, gewiß wußt aber Keiner etwas, und den Mund verbrennen wollt' sich auch Keiner, so ward es denn wieder stille.

Der Peter lernte schultern mit dem Gewehr, lernte exerciren, Wache stehen, aber seinen Schatz lernte er nicht vergessen. So freundlich die Mädel in der Stadt auch auf den Soldaten schauten, er blieb fest, sein Gretel blieb rein in seinem Herzen.

Schreiben thut man auf dem Dorfe nicht gerne, und Böses schreiben thut man erst recht nicht gerne. Was ging es auch die Leute an, daß der Müller anfing die Nase gewaltig hoch zu tragen, seitdem er die große Erbschaft gemacht hatte und der gestrenge Herr Amtmann mit ihm gut Freund geworden war. Jeder hat ja mit sich zu thun und genug an seinem eigenen Päckchen zu tragen, und großen Leuten muß man nicht so auf die Finger sehen, wenn man nicht Schaden davon haben will.

Als Kirchmeh war, und des Amtmanns Sohn mit der Gretel zum Tanz kam, da hatte er die Thaler lose in der Tasche, da ging es lustig her, und so manches Glas wurde auf sein und der Gretel Wohl getrunken.

Der Herr Pastor hatte sonst wohl freundlich zugesehen, wenn man sich in Ehren seines Lebens freute, doch heute wollte es ihm nicht gefallen, und als die Gretel kam, dem alten Herrn ein Gläschen zu kredenzen, sah er sie ernst, durchdringend an, wendete sich ab, nahm Hut und Stock und ging fort. Gretel stand wie versteinert, über und über roth war sie geworden, dann fing sie krampfhaft an zu weinen.

Peter war zurückgekommen von den Soldaten. Man merkte ihm an, daß er mehr gelernt hatte, als exerciren; alles Neue, was er gesehen, hatte er sich zu Nutze gemacht und darüber nachdenken gelernt.

Sein erster Gang war nach der Mühle. Wie war da Alles anders geworden, wie war das sonst so einfache Zimmerchen reich geschmückt. Sammet und Seide sah er, Bilder mit großen, vergoldeten Rahmen, lange Gardinen hingen an den Fenstern, die hölzerne Bank, auf der er gar oft in selbigem Vergessen mit seiner Gretel gesessen, hatte einem Sopha Platz machen müssen. Der reiche Müller und seine Frau empfingen ihn mit gnädigem Lächeln, und eine Flasche Wein ward auf den Tisch gesetzt. Doch so freundlich dem Peter auch eingesehen wurde, es wollte ihm nicht munden, recht weh war ihm zu Muth, — er hatte sich den Empfang ganz anders gedacht.

Die Gretel trat herein. Ein schwarzes, seidenes Kleid hatte sie an, darüber einen Brüsseler Spitzenkragen, um den Hals hing ihr ein goldenes Kettlein. Verlegen stand sie vor ihm und senkte erdrosselt die Augen, als er sie ansah. Sie war so schön, wie er sie nimmer gesehen, und doch konnte sich der Peter nicht freuen. Das seidene Kleid, der Spitzenkragen, das goldene Kettlein, Alles, Alles zeigte ihm, daß er sein trautes Gretel verloren, daß die Hoffart in ihr Herz gezogen, und daß die Liebe hatte weichen müssen. Tief seufzte er auf. So fremd war das Gretel geworden, und so gut wie er meinte es doch Keiner mit ihr, und Keiner konnte sie so glücklich machen. — Es drückte ihm schier das Herz ab, er möchte ihr allein ein Wörtchen sagen, vielleicht würde dann noch Alles gut, aber der Vater und die Mutter die blieben immer dabei.

Da kam des Amtmanns Sohn in das Zimmerchen. Seine Lippen waren aufgeworfen, gar böß schaute er auf den Peter, mit Hohn und Spott hätte er ihn begegnen mögen, doch er wagte es nicht, der Gretel möchte es vielleicht nicht recht sein. — Aber von der Hochzeit sprach der Amtmannssohn, sie soll nun bald gefeiert werden. Die Gretel stand stumm, wünschte wohl eine heimliche Thräne aus dem Auge, ließ sich aber doch küssen von dem Amtmannssohn und nickte mit dem Kopfe, als er sie fragte: „Hast Du mich lieb?“

Der Peter sagte kein Wort, stumm blieb sein Mund, aber desto mehr sprachen seine traurigen Augen, das leichenblasse Gesicht. Das Klinglein zog er vom Finger, legte es auf den Tisch, still ging er fort.

Und wie er nun vor der Mühle stand, da kamen ihm finstere

*) (Piedras Constitucionales) Steine oder Marmor-Steinplatten, welche zur Erinnerung an die Constitution an den öffentlichen Gebäuden angebracht wurden, gewöhnlicher Lapidés constitucionales genannt.

Gedanken, gar böse Worte wollte sein Mund sprechen, aber er besann sich, faltete die Hände und sagte: „Daß Dir Gott vergeh!“

Im Dorfe gab es viel zu reden. Alt und Jung steckte die Köpfe zusammen, das sollte eine Hochzeit geben, wie man sie seit Menschengedenken nicht geschaut. An den Peter dachte man nicht viel. Nur der Herr Pastor kam ihn bejuchen.

„Die Welt ist so schön, die Bäume blühen wie früher, der Himmel blaut sich auch über Dich, Du willst es nur nicht sehen, Peter,“ so meinte der ehrwürdige Herr.

Doch traurig schüttelte der Peter den Kopf: „Meine Augen sind blind geworden, sie können nicht mehr sehen, was des Menschen Herz erfreut,“ klagte es aus seinem bleichen, vergrämten Gesicht, „und dann drückt schwer das Leben.“

Recht nachdenklich und traurig verließ ihn der Herr Pastor. Geschmückt mit Blumen und Bändern zogen die Hochzeitsgäste nach der Mühle, schen wick der Peter ihnen aus. Was schauen so finster seine Augen? Was treibt ihn hin zum Teich? Das Wasser ist tief! — Es ist so tief, um einem armen, müden Menschenherz die Ruh zu geben.

Der Mond beschien hell den armen Peter.

Da klang es durch die Nacht — ein schwerer Fall.

Zubel und Lust war in der Mühle, tapfer wurde die Fiedel gestrichen. Der Amtmannssohn und die Gretel tanzten den Hochzeitsreigen.

Der Platz, wo der Peter gestanden, war leer.

Franz Gerike.

Die baltische Sirene und die Pommer'sche Sibylle.

Zwei vergessene Damen.

Während die Stürme des dreißigjährigen Kriegs Deutschland durchzuführen, und die losgelassene Kriegsfurie die deutsche Wüste schuf und das Elend stumm, die Verzweiflung aber sanft machte, hat der Friede doch eine feste Burg gehabt, die Danzig hieß. Die alte Danzig, ein Haupt der Hanse, frei unter polnischer Oberhoheit, reichster Handelsplatz hinter unbezwinglichen Wällen; alle Künste reichten sich damals dort die Hände, um im edelsten Wettstreit Kirche und Rathhaus, Galen und Gassen wunderbar zu schmücken. Die patricische Hochachtung vor der Wissenschaft, die fast ausschließlich noch im feierlich lateinischen Gewande daherschritt, vereinigte sich dort mit religiöser Duldung; ungehindert durfte sich neben dem herrschenden Lutherthum die Pracht der römischen Kirche entfalten, und der Reformirte übte seinen nüchternen Cultus in gleicher Freiheit, wie der Socinianer seine bedenklichen Speculationen predigte. Schotten und Engländer, Franzosen und Niederländer, lauter aus ihrem Vaterland Vertriebene, gründeten in Danzig Heimath und Herd neu und brachten ihres Volkes Art und Sitte mit; dennoch blieb Danzig im Kerne deutsch, im Gepräge bürgerlich, streng ehrbar im Wandel und fast derb in seinen einfachen Gemüthen. Die Rathsherren und die Pfarrer, die Schullehrer redeten ein zierliches Latein, sammelte auf Reisen Kunstwerke, Gemälde, Curiositäten, begünstigten den heimischen Buchhandel; und da wo die Weichsel ins Meer geht, liefen damals die politischen Zeitungen aus aller Herren Ländern zusammen. Die Frauen, schön und züchtig, kunstreich mit der Nadel, verharren zwar bei der verhüllenden, ja entstellenden Kleidertracht und Pracht ihrer Mütter und Großmütter, aber sie duldeten nachsichtig an fremden Damen die Mode der Höfe von St. James und St. Germain, welche die Blöße, oft mehr als billig, liebten.

Die Krone der schönen Danzigerinnen von damals aber war Constantia Czarenberg, des ersten Bürgermeisters einziges Töchterlein. Der Ruf ihrer zwingenden Schönheit, ihrer hohen Kunst am Spinett und ihrer süßen Singstimme scholl weit hinaus in die Lande, und bis nach Italien pries man sie als die baltische Sirene.

Schmeichelnd widmeten die Maestri Mailands der baltischen Sirene ihre Tonwerke; ihr Gesang und ihr Spiel wurde in langen lateinischen Oden gepriesen, und dennoch — die baltische Sirene, der Mittelpunkt des geselligen Lebens in Danzig, ist vergessen!

Viele Häuser Danzigs waren damals mit prächtiger Bildnerei und allegorischen Emblemen von Außen geschmückt; die anmuthigen Landhäuser der Patricier vor den Thoren boten dem Beschauer köstliche Gemälde, damals viel seltener als jetzt, Kunstwerke, Sammlungen, Büchereien, die mannichfache Unterhaltung und die bequemste Fülle der Gastlichkeit bei biederer, aber heimlich-artiger Sitte. So schildert der Franzose Charles Odier Danzig, der 1635 Herrn Claude de Mesmes, Grafen d'Avauy, als Gesandtschaftssecretair zum schwedisch-polnischen Vermittelungscongreß geleitete.

Nach Danzig hatte sich auch der erste Dichter, den Deutschland seit der Reformation wieder hervorbrachte, Martin Opitz von Biberfeld 1635 gesücht. Der „Vater der deutschen Poeterei“ verlebte hier seine glücklichsten und fruchtbarsten Jahre, und nach Danzig sendete auch die „Pommer'sche Sibylle“ dem großen literarischen Fendete der damaligen Zeit ihre jungfräulichen Dichtungen. Die „eifste Sibylle der Deutschen,“ wie man die Dichterin

nannte, war einem alten Rathsgeschlechte entsprossen, die dritte Tochter des Bürgermeisters und herzoglich Pommer'schen Landrathes Christian Schwarz, welcher auf einer Sendung nach Stockholm im Jahre 1633 den Muth gehabt hatte, dem Reichsrath „sein platt zu erklären“, der Bundesvertrag des Herzogs Bogeslaw XIV. von Pommern mit König Gustav Adolf binde die Stände nicht; sie würden im Falle des Aussterbens ihres Fürstengeschlechts in alle Wege Churbrandenburg huldigen. Sibylle Schwarz war also eines tüchtigen Mannes Tochter. Zu Greißwald 1621 geboren, hatte das Mädchen während der Kriegsstürme, welche ihre Vaterstadt und deren Universität verödeten, durch einen schwäbischen Magister Namens Gerlach eine treffliche und fast gelehrte Erziehung genossen, war durch ihren Bruder Christian, der später unter dem Namen von Schwarzern geadelt wurde, mit den holländischen Dichtern bekannt geworden und hatte namentlich Kats liebgewonnen. Es klingt uns jetzt fast fabelhaft, daß damals niederländische Dichter deutschen als Vorbild dienten. Schon im vierzehnten Jahre begann Sibylle Schwarz zu dichten; sie gab in der Weise des Schwans vom Bober, nach Opitz' Muster, ihren harmlosen Jugendempfindungen einen meist wohl geschickten Ausdruck. Glühende Phantasie hat

ohne Zieren auf ihrer Freundin Elisabeth von Steffens Hochzeit ein Sonett mit dem sehr ehelichen Anagrammismus: „Oho, laß uns zu Bette!“ und wünscht tapfer ein „fruchtbar“ Leben. Sie dichtete, ebenfalls nach Opitz' Muster, ein biblisches Drama, die Geschichte der Susanne, mit wortreichen Gesprächen der verliebten Richter und herzbrechenden Klagen der keuschen Badenden. Die sittliche Unbefangenheit war aber damals auch größer, als heut zu Tage.

Im Jahre 1638 starb das liebenswürdige und sinnige Kind unter den Vorbereitungen zur Hochzeit ihrer älteren Schwester Emerentia, wir fürchten, unter dem Druck eines tiefen Kummeres. Auf einen solchen deutet ihr Motto:

Laß Dir nur nichts zu sehr befehlen,
So wird Dich nichts zu sehr betrüben!

auch der oft von ihr wiederholte Gedanke: Lieber sterben, als lieben! weist dahin, und endlich lassen folgende Verse kaum noch einen Zweifel:

Nimm mich doch in Deinen Armen,
O Du bitter-süßer Tod!
Fretow soll mein Grab mir machen,
Denn so endet sich die Noth.
Was zu Fretow war geschworen,
Were das ins Bert gelegt,
So wer ich jetzt nicht verloren,
Sondern ewiglich erget.
Doch es bleibt nicht ungerochen,
Daß ein solcher Eid gebrochen.

Das arme Kind ist also an einem gebrochenen Eid gestorben, und schwerlich war es ein Frauenzimmer, das ihr diesen Eid zu Fretow geschworen.

Lange nach Sibylla's Tode gab ihr Erzieher, Magister Gerlach, der in der Gegend von Danzig Pfarrer geworden, ihre Gedichte unverändert nach der Handschrift heraus: Sibyllen Schwarzin wohn Greißwald aus Pommern deutsche Poëtische Gedichte. Danzig 1650 zwei Theile in Quart. Dabei sind zwei von J. Sandrart wohlgestochene Bildnisse der jungen Dichterin; das erste zeigt sie als deutsche Sibylle in reichster Tracht mit wallendem Haar, das andere in häuslicher Kleidung mit aufgewundenem Haar; sie hat nach beiden ein breites, kräftiges, gutes, aber nicht schönes Gesicht gehabt, mit etwas abstehenden Augen, wie wir sie auf so vielen Frauenbildern des 16. Jahrhunderts finden. Unter dem Bilde steht:

Was mir der Himmel hat an Schönheit nicht
gegeben,
Das hat erjet Verstand und Tugend in mein
Leben.
Ich stell ein'n guuten Brief, schrieb eine
schöne Hand
Macht einen reinen Vers; haushalten war
bekannt
Mir auf das allerbäst. — — —

So häßlich ist die Dichterin nicht, jedenfalls brauchte M. Gerlach nicht gerade diesen Vers unter ihr Bild zu setzen. Morhof hat in seinem „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie“ auf die Dichterin wieder aufmerksam gemacht, später auch Franz Horn und endlich Barthold in seiner Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft; Alles umsonst, die nordische Sibylle ist vergessen, wie die baltische Sirene. —

George Hefekiel.

Die schönste Prinzessin des Morgenlandes.

(Milena, Fürstin des Schwarzen Berges.)

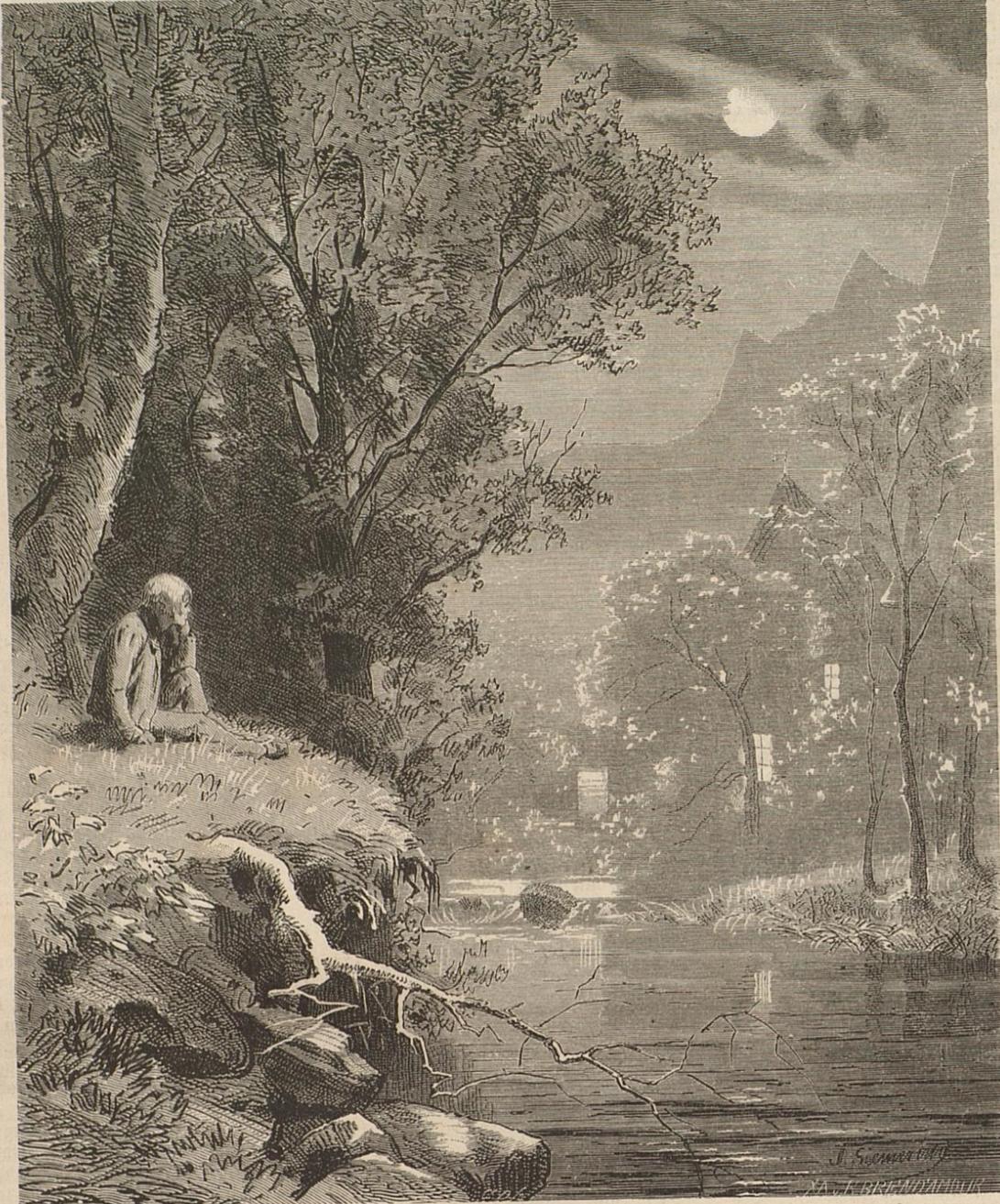
Die gegenwärtige Fürstin des schwarzen Berges ist die Gemahlin des schwarzen Fürsten von Montenegro und Brda, Nicola des Ersten Petrowitsch Njegodich und die Tochter des Welkwojwoden Bukotitsch. Der Fürst trat die Regierung des durch seinen fünfshundertjährigen immer siegreichen Kampf gegen die asiatischen Barbaren, die Türken, berühmten schwarzen Berges im Jahre 1861 nach dem Tode des Fürsten Danilo des Ersten, Petrowitsch Njegodich an, und vermählte sich mit der damals vierzehnjährigen Tochter des Wojwoden Bukotitsch, dessen Familie zu den vornehmsten und berühmtesten des Landes gehört, im folgenden Jahre. Ein der nächsten Kummern des Bazar wird aus der Feder unseres Mitarbeiters, Gustav Rasch, welcher vor kurzem in Folge einer Einladung des Fürsten auf dem schwarzen Berge zum Besuche war, eine Schilderung der Fürstin Milena bringen.

Tannendunkel, Tannenhelle.

Weihnachtserzählung von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

In stundenlangen Pausen hielt der Schnellzug an. Zumeist nur wenige Augenblicke, auf kleinen, todtstillen Bahnhöfen. Ein paar dicht eingemummte, dunkle Gestalten kamen eilig an spärlich erhelltem Wartezimmer, der Ruf eines Schaffners klang ob' durch die Halle, eine Stimme aus entfernterem Coupé rief nirt über die heillosen Kälte und die Nutzlosigkeit schlecht besetzter Wärmflaschen und verhalte unbeachtet im Wind, und es ging weiter.



„In einem kühlen Grunde“. Zeichnung von J. Siemering.

die eifste Sibylle der Deutschen nicht besessen; eine glühende Liebe aber hat sie wahrscheinlich verjämmt im tiefsten Herzen getragen, wenigstens wahrten wir das aus dem folgenden Sonett schließen:

Ist Lieb ein Feur und kann das Eisen schmiegen,
Bin ich voll Feur und voller Liebes Fein,
Wovon mag doch der Liebsten Herze sein?
Wenn's eiseren wäre, so würd' es mir erliegen,
Wenn's gülden wär, so würd' id's können biegen
Durch meine Gluth. Soll's aber fleischern sein,
So schließ ich fort: es ist ein fleischern Stein;
Doch kann mich nicht ein Stein wie sie betrügen.
Ist's denn wie Frost, wie kalter Schnee und Eis,
Wie preßt' sie dann aus mir den Liebeschweiß?
Mich dünkt, Ihr Herz ist wie die Lorbeerblätter,
Die nicht berührt ein starker Donnerkeil.
Sie, sie, verlaßt, Cupido, Deine Pfeil,
Und ist bereit für Deinem Donnerwetter.

Freilich, nach unserem Geschmack ist allerlei Geschmackloses in dem Sonett, aber es weht darin doch ganz unverkennbar ein Hauch ächter Liebesgluth.

Vorzugsweise indessen weht in ihren Dichtungen der Hauch zärtlicher Freundschaft, und ihre besten Stücke enthalten Schilderungen des flachen Strandes von Rügen, wo ihr väterliches Landgut Fretow lag. Diese Gedichte, belebt mit mythologischen Figuren, Schäfern und Schäferinnen in dem Geschmack der Astraa, lesen sich ganz artig. Die junge Dichterin ist auch nicht ohne Wit und Schalkhaftigkeit; freilich war das Jungferchen durch das Lesen von David und Honoré d'Urfis mit gewissen Vorstellungen zeitig vertraut und altklug geworden, wie man bei einem sechszehnjährigen Mädchen heute schwerlich gut heißen würde. In ehrbarer Naivetät sah sie ruhig zu, wie sich in Fretow's Gewässern die weißen Najaden mit Schwanen badeten; sie dichtete

Die junge Frau wurde weder durch das Anhalten noch durch die erneuerte Bewegung mehr erweckt, sie schlief jetzt fest und ruhig. Die über sie gebreite Decke wärmte sie offenbar behaglich und übte beruhigenden Einfluß auf sie aus. Sie lag mit dem Gesicht der kleinen Lampe zugewendet, über die der Landrath den grünen Schirm herabgezogen hatte, und es war selbst, als ob die feinen Querschatten auf ihrer Stirn sich ausgeglättet hätten. Sie träumte noch immer, denn ihre Lippen lächelten ab und zu, doch sie sprachen nicht mehr. Auch der Alte, der ihr in seiner leichten Kleidung gegenüber saß und den Blick nicht von ihr wandte, lächelte zuweilen, allein es lag ein schwerer Ausdruck darin, weit mehr jetzt, als in dem seiner jungen Reisegefährtin. Der Zug änderte seine bisherige nördliche Richtung und drehte sich mehr gegen Westen; er ging noch immer über Schneefelder hin, welche die Nacht dämmernd erhellten, allein es schien, als ob allmählig schon ein anderer Schimmer sich ihrem Licht beigeselle. Die Sterne funkelten weniger glänzend, manchmal tauchte es wie ein schmaler, heller bläulicher Streif am östlichen Horizont auf und verschwand wieder hinter dazwischen tretenden Gegenständen. Nun bog das Geleise noch entschiedener westwärts ab, und der Strahl eines nicht hoch über dem Gesichtskreis stehenden, aber größeren und mächtiger, als alle übrigen leuchtenden Sternes fiel schräg durch das Fenster in den Wagen hinein.

„Die Venus,“ sagte der alte Herr kopfnickend vor sich hin, „sie funkelt wie in meiner Jugend.“ Er saß und blickte stumm zu ihr hinaus, sie strahlte so glänzend, als sei es ihr Licht, das die Nacht dämmernd erhelle. Doch nun wandte er plötzlich den Kopf —

„Robert —“ flüsterte es ihm gegenüber, „Robert —“ Die Stirn der Schläferin hatte sich etwas vorwärts geneigt, und der Strahl des leuchtend den Morgen verkündenden Gestirns glitt über ihre geschlossenen Augen.

„Vergib mir, Robert — wir wollen uns beide vergeben,“ fuhren die Lippen leise fort. „Wir waren ja so glücklich und wir wollen und können es wieder sein, nicht wahr? Beide trugen wir die Schuld — nein, zieh Deine Hand nicht fort, ich sage es nie wieder, ich allein will sie tragen. Aber den Schmerz tragen wir beide, die Erinnerung, nicht wahr, Robert? Das haben von allen Menschen wir beide ganz allein für uns. Keiner hat Theil daran, und keiner sonst fühlt es. Steh, ich bin zu Dir gekommen, Dich zu fragen, ob Du allein es noch tragen kannst, ich kann es nicht mehr. Wir hatten das Glück, wir hielten es fest mit allen unsern Armen, unsern Herzen, und darum glaubten wir, es sei kein's mehr — o hätten wir es wieder, wir wollten es besser erkennen und bewahren —“

Sie sagte es nicht zusammenhängend, sondern abgebrochen, hie und da ein Wort, einen Satz, zwischen denen sich andere lautlos fortspinnen mochten. Die Morgenhelle nahm bei der Dunstlosigkeit der Luft mit überraschender Schnelligkeit zu, die Venus trat mehr und mehr in den blauer werdenden Himmel zurück. Rasselnd schob der Zug wieder in Föhrenwäldungen hinein, ein von Osten kommender Morgenwind bewegte das Gezweig in fahlem Licht. Die junge Frau seufzte plötzlich auf und zuckte mit den Wimpern.

Ihr Nachbar hatte nachdenklich geessen, jetzt that er hastig in unerwartetster Weise etwas völlig Unbegreifliches. Er erhob sich, nahm leise den Pelz, den er vorher über die Schlafende gedeckt, hüllte sich sorglich selbst fest in denselben hinein und legte sich mit geschlossenen Lidern in dem Moment zum Schlaf in die Ecke, in welchem jene verwundert die Augen aufschlug. Sie richtete sich, als sie die Anwesenheit des Fremden gewahrte, schnell aus ihrer Stellung auf und stützte den Kopf, hinausblickend, auf das Fenstergesims. Melancholisch lag draußen die Welt, nicht dunkel und nicht hell noch, nur starr im Schnee vergraben. Trostlos aussehende Häuser tauchten auf, hie und da flimmerte noch ein Licht durch die Scheiben, der Zug pfliff von Minute zu Minute. Nun kam es erst, wie ein leichter Schleier, in Flocken vorübergeflattert, doch es verdichtete sich blitzschnell, und ein grauer, schwerer, trüber Nebel wogte gestaltlos um Alles. Nur der oichte Qualm der Locomotive zog noch wie ein schwarzer Fluß, das letzte Licht verfinstern, durch ihn hin, und nur das verstärkte Getöse der Wagen kündete, daß sie zwischen Mauern, Hauswänden und endlosen, aufragirten Bürgen hinrollten. Langsamer, stoßend, mit kreischenden Achsen, nun in eine Halle, an deren Wänden noch die Gasflammen brannten — von Unten herauf kam es, erst aus der Ferne, nur halbverständlich, allmählig näher: „Berlin — Berlin — Berlin!“ Die Thür ward aufgerissen, der Schaffner ging, seine Ankündigung wiederholend, gleichgiltig weiter, und ebenso gleichgiltig erhob sich der Landrath und stieg ruhig, ohne einen Blick auf seine Begleiterin zu werfen oder sich mit einem Gruß von ihr zu verabschieden, aus dem Wagen. Doch die junge Frau nahm diese Unhöflichkeit kaum wahr. Sie drückte die Hand einen Moment fest gegen die Stirn, dann trat sie ebenfalls auf den Perron und schritt, sich von der drängenden Masse treiben lassend, mechanisch dem Ausgang der Halle zu. Da sie für keinerlei Gepäckstücke zu sorgen hatte, erreichte sie diese als eine der Ersten; draußen war auf dem Platz vor dem Bahnhof stellenweise der Schnee fortgeschmolzen und hatte sich in häßliche, für Damenschuhe kaum passbare Lachen verwandelt. Ein bleiernes, unsäglich tristes Licht fiel aus dem Nebel, Alles sah fleckig, verwachsen, trostlos aus, nur im Osten farbte das graue Lichtgemenge sich mit einer rothfarbenen, braunrothen Tinte, welche den Standpunkt der Sonne über dem märkischen Nebelmeer verrieth. Die Frau stand unentschlossen auf der vom Bahnhof hinabführenden Treppe und sah müden Blicks zu dem rostigen Auge empor, das aus dem Dunstkreis herabschaute.

„Es wird heut' noch gut,“ sagte ein gepäckeladen an ihr vorüberreitender Passagier, „wir wollen machen, daß wir ins Hotel kommen und noch eine Stunde schlafen.“

„Droschke, Madame! Wohin, Madame?“ Ein Kutscher hatte sein landbesitzlich verkommenes Fuhrwerk nicht ohne äußerstes Widerstreben seines noch elendlicheren Juggauls bis an die unterste Treppenstufe gebracht und interpellirte mit seinem Jurfuf die wie gedankenlos oben Stehende. Sie wandte fast erschreckt den Kopf, sah ihn starr ins Gesicht und stieg, als ob sie einem Befehl gehorche, an den Wagen hinunter. „Zu wohl, ins Hotel,“ sagte sie. Es war offenbar keine Antwort auf seine Frage, so daß er diese präciser wiederholen mußte: „In was für ein Hotel, Madame?“

„Wohin Sie wollen, in der Gegend der Linden.“ Der Kutscher machte den Schlag zu. „Gut, Madame, ich werde Sie zufrieden stellen.“ Er stieg wieder auf den Boß und schrie: „Hot! Hü! — Hot! Hü!“ und der verhängnisvolle Fuhrkasten, dessen Thür augenblicklich wieder auflog, drehte sich mit nur unter so nördlichem Himmelsstrich denkbarern Phlegma in dem aufspritzenden Schneewasser um seine Achse.

Auch der Landrath war auf die Treppe herausgekommen, hing nebenan in eine Droschke, und der Inhaber derselben richtete die nämliche Frage nach seinem Ziel an ihn. Doch der alte Herr schien auffälliger Weise in dieser Beziehung ebenso unbewandert zu sein, wie seine junge nächtliche Gefährtin. Er mußte, trotzdem er sich damals noch ziemlich weit entfernt befunden, die von ihr ertheilte Antwort vernommen haben, denn er erwiderte: „Bringen Sie mich in das Hotel, zu dem dieser Wagen fährt, und verlieren Sie ihn nicht aus dem Gesicht.“

Der Kutscher lachte überlegen. „Den mit seinem Gaul, der voriges Jahr sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert hat, aus dem Gesicht? Na, hören Sie, lieber Herr, wenn Sie fünf Groschen ausgeben, gebe ich dem bis an die Leipzigerstraße eine Viertelstunde vor und bin doch noch vor ihm da.“

Es war eine noch kaum in den Annalen der Kutscherrenommage überbotene Ungeheuerlichkeit, denn sein eignes Pferd verankerte es beim Umwenden nur dem resoluten Herbeispringen eines in der Nähe postirten, thier- und menschenfreundlichen Schutzmanns, daß es nicht als erstes Ergebnis seiner unvertennbar nichternen Frühmorgenthätigkeit selbst in den Schmutz fiel und seinem Herrn wie dem Wageninsassen die nämliche stadtberechtigte Annehmlichkeit bereitete. Doch der alte Herr lachte: „Fünf Groschen extra sollst Du haben, wenn Du thust, was ich sage, und mich mit heilen Gliedmaßen ablieferst,“ und die beiden klappernden Fuhrwerke verschwanden in der in unerquicklichem Gemisch von Nebel und Verschlafenheit gähnenden, ins Innere der großen Stadt führenden Straße.

Es ist der Tag des Weihnachtsabendes und zudem ein Sonntag und obendrein, was beide weitaus nicht immer sind, ein wolkenloser, lachender, goldener Sonntag. Kurz nur, wie alles köstliche, ja fast der kürzeste Tag des Jahres, doch kann es etwas Herrlicheres geben, als solchen Tag, dem solcher Abend folgt? Nein, all. Gesichter sagen es. Sie haben den flatternden Schleier der Sirene gefaßt und halten ihn, wenigstens bis der Tag vorüber ist. Heut' sind sie glücklich, weil sie es in der Gegenwart und in der Zukunft zugleich sind, weil die schöne fliehende Stunde die schönere heranbringt.

Die Menschheit ruht, als wäre sie müde, und doch ist sie nie geschäftiger, als heut'. Der Kopf läßt seine Gedanken und die Hand ihre Arbeit, aber das Herz ist für sie beide thätig. Es grübelt und sinnt und späht wie mit lauernden Augen umher; es stürzt plötzlich auf die Straße hinaus, in den Schnee, den Schmutz, die Kälte und nimmt von dem Allen nichts wahr, sondern klammert sich an Tand jeder Art, denn es mit einem Zauberstab berührt, daß er kein Tand mehr ist, weil der Schlag des Herzens in ihn übergeht, ihm eine Seele einhaucht, daß er befähigt wird, zu erfreuen und zu beseligen, Lachen und Jubel zu erregen. In dem Herzen der Aermsten wohnt diese magische Kraft, wie in dem der Reichen, und mehr noch in den ersteren. Heut' ist der Arme ein König, denn seine Hand kann sich heilend auf die Wunden eines langen Jahres legen, daß sie einen Abend lang aufhören zu schmerzen und müdes Vergessen sie übernarbt. Der König aber, er steigt dafür herab in die unendliche, gleichartige Reihe der Menschen, denn nicht Schloß und Krone, nicht Stern und Thron erwärmen und erheben ihn heut', sondern das Herz allein, das in seiner Brust wie in der des Geringsten schlägt und sie mit dem großen Weihnachtsgemeingut der Menschheit füllt, dem Wunsch und der Freude, zu beglücken.

Wer heut' diesen Wunsch nicht hegt, für Keinen auf Erden hegt, gehört der Menschheit nicht an. Wer ihn brennend im Innern trägt und es ihm trotzdem versagt ist, auch nur einer Lippe ein Lächeln, einen stammelnden Dankeslaut, einen Schrei des Jubels zu entlocken, der ist entsetzensvoll arm.

Wie die langen Straßen im schrägen Mittagssonnenlicht glänzen! Die Strahlen haben den Morgennebel angezehrt, und allüberall rieseln glitzernde Tropfen von den Dächern. Wo sie in den Schatten fallen, verwandeln sie sich hurtig wieder in Eis, sie verschmelzen sich zu glatten Flächen ineinander. Damen mit kostbaren pelzverbrämten Mänteln trippeln bequämlig darüber, trotzdem gleitet eine von ihnen aus und würde fallen, wenn nicht der Arm eines Arbeitsmanns sie kräftig umfaßte und aufrecht erhielt. Ihr Blick fällt auf seine derben Ketterhände und seine gemeine Blouse, und ihr feines Näschen macht eine Bewegung, sich wortlos von ihm fortzurümpfen, da streift ihr Auge ein Zan- nenreißig und eine ärmliche Fünfgroschenpuppe, die er sorgsam während seiner Hilfsleistung mit dem andern Arm an den simplen Mittel gebrückt hielt, und ein Lächeln überfliegt ihr vornehmnes Gesicht. Das Herz unter dem Jodel ist dem Herzen unter der Blouse beggnet, derselbe Gedanke hat beide auf die Straße hinausgeführt und füllt sie aus, und sie sagt freundlich: „Ich danke Ihnen,“ und „Wollen Sie Ihr Töchterchen nicht von mir grüßen und ihm noch eine Puppe von mir auf den Tisch legen?“ Sie ist fort, und der Arbeiter sieht verwundert auf den blanken, neugeprägten Thaler in seiner Hand. Der Zauberstab hat auch ihn berührt, er blickt in der Sonne, und aus seinem Glanz klingt es wie jubelnde Kinderstimme — vorüber, es wogt und drängt, es lacht und feilscht mit klopfendem Herzen und wirft begehrliche Blicke und treibt entsetzend weiter. Aus der Höhe klingen die Gloden wie Weihnachtserkengelgesang, die Schillerstatue hebt sich wie ein Schneemann aus der weißen Decke des Gendarmenmarktes, und die Kuben, die sich schulfrei und erwartungsvoll, daß der Tag ein Ende nehmen soll, herumtreiben, werfen mit Schneebällen nach ihr und nach den zwitschernden Spazern, die auf der Dichternase hocken. Da hat ein grimmig blickender Schutzmann einen der Uebelthäter am Kragen, und Sühne für frevelhafte Kunstwerkshandlung droht unheilvoller aus seinen Brauen herab. Halb ängstlich, halb schalkhaft windet sich der Frevler: „Ich wollte Schillern nur 'nen Schneeball schenken, es is ja Weihnacht,“ — der Sünder hat ein Zauberwort gesprochen, das selbst in der Brust des unerbittlichen Gesehwächters erinnerungs- und erwartungsvolle Empfindungen wachruft. Die Hand löst sich im Nacken, und er lacht auf und gibt dem vorzeitigen Geschenkenstheiler einen Nasenstüber und läßt ihn laufen. Schon hat dieser seine wartenden, vorsichtig um die Ecken lugenden Unthatsgenossen erreicht, und im Nu ist das gefährliche Intermezzo vergessen. „Was nun? Wird's noch immer nicht Abend? Wie viel ist die Uhr?“ Einer ist im beneideten Besitz eines alterthümlichen Mittels, die Zeit annähernd zu bestimmen, und alle drängen sich um ihn. „Nein, drei Uhr erst, zwei Stunden noch bis bei uns der Baum angezündet wird.“ Was ist mit dieser unabsehbar, schleichen, heimtücklich kriechenden Zeit anzufangen? Eine kurze, debattirende Verathung folgt, dann wendet sich plötzlich die ganze Schaar und stürzt wie ein aufplatternder Krähenschwarm davon. Durch ein Duzend Straßen, als gäbe es keine Arm- und Beinbrüche in



Milena, Fürstin des schwarzen Berges.

der Welt, vorz Thor hinaus, nun greifen die Hände in die Taschen und zählen Sechser und Kupfermünzen zusammen. Reicht es noch, um für eine Stunde ein Paar Schlittschuhe zu mietzen und der nichtsnutzigen Uhr mit den Weinen in der Luft ein Schnippen zu schlagen? Ja, es reicht — es bleibt nichts, kaum ein Dreipennigstück übrig, aber heut' Abend ist Weihnacht — Taschengeld — Aepfel — Pfeffernüsse — vorwärts — hurrah!

Es war kein See, kaum ein umfangreicher Teich, doch Tausende von Menschen, die darauf kreisten, stolperten, lachten und jauchzten, schienen ihn nicht zu verengern, sondern zu vergrößern. Bunte Abbiegelung des Lebens — pfeilschnell schoß der Talentvolle, auf dem geflügelten Schuh Erprobte über die schöngefrorene Fläche, die Neulinge schwankten, ängstlich mit den Armen um sich fassend, nach. Beide Geschlechter eifertig durcheinander wogend, wie farbige Sterne flammten die Kleider der Damen zwischen dem eintönigen Grau und Schwarz der Herren der Welt, deren stolzer Name sich hier jedoch nicht immer der Thatsächlichkeit congruent erwies, da mancher von ihnen in komischer Unfreiwilligkeit den kalten Parquetboden in die Arme schloß, während eine Vertreterin des sprüchwörtlich schwächeren Geschlechts unbekümmert in jedem Stegesflug an ihm vorbei schwebte. Kleine Mädchen hielten sich Hand an Hand und bildeten eine lange Kette, deren Glieder sich erst dicht vor einem Fernanahenden lösten, um den unwillkürlich Zurückstuhenden mit lautem Gelächter hindurchgleiten zu lassen. Es war ein ameisenhaftes, rastloses Treiben, von der untergehenden Sonne rötlich bestrahlt. Die bereiften Bäume am Rande des Gewässers blickten wie aus weißen Korallen gebildet drein — wie aus feinstem Zuckerwerk paßte besser zur heutigen Nachmittagsstimmung, die das Gegenstück des gewöhnlichen Menschenstrebens, die Zeit zu halten, betrieb. Man sah es auf allen, fast ausschließlich jugendlichen Gesichtern, die Lippe derselben liefen mit ihren Gedanken um die Wette, und die Augen richteten sich nicht mißvergünstigt wie sonst, sondern mit bereitwilligster Zustimmung nach dem Scheideplatz des goldenen Tagesgestirns.

Nur ein junger Mann von etwa dreißig Jahren schien nicht auf die Sonne und die Nachmittagsstunde zu achten und den Eislauf nicht als ein Täuschungsmittel, sondern als Selbstzweck zu betreiben. Er hatte durch einige, ihm von Ungeschickteren aufgenöthigte, überraschende Wendungen verrathen, daß er vielleicht der beste Schlittschuhläufer der augenblicklich auf der Bahn versammelten Gesellschaft sei, doch er versumächte offenbar jede Kunstproducirung vor sich selbst und Andern und fand sein Vergnügen einzig in der möglichst und zur Bewunderung erhöhten Geschwindigkeit seiner Bewegung. Er umkreiste, die Hände über dem leichten Pelzrock auf der Brust gekreuzt, die Ufer des Teiches bis in die entfernsten, kaum von den Uebrigen besuchten Ecken und schoß, einem dunklen Schatten gleich, wieder durch die Menge ins Freie hinaus. Die Kette bildenden Mädchen wichen, ihrem spähhaften Treiben entsagend, furchtbar vor seiner Schnelligkeit zur Seite und sahen seinem von dunklem Haar umrahmten, ernstem Gesicht mit einer Art von Scheu nach. Es mußte eine Manchen bekannte Persönlichkeit sein, denn er ward nicht selten begrüßt und erwiderte den Gruß ohne innezuhalten durch schnelles Winken seines Fitzhutes und verschwand wieder in der Ferne, rechts hinüber, wo fast am Ende der Spiegelfläche nur zwei Gestalten, ein hübscher, eben dem Knabenalter entwachsender Jüngling und eine blutjunge Dame von sechszehn Jahren etwa, deren Augen wie ein paar blaue Steine in der Abendbeleuchtung strahlten, ihre bald größeren, bald engeren Kreise beschrieben. Nun waren es concentrische, nun sich schneidende oder nur tangirende Kreise, sie änderten sich stets und blieben doch immer in einem Verhältnis zu einander, ohne daß die beiden ihre Peripherie bestrichen. Und die geringste Notiz von einander nahmen. Ab und zu, wenn der Bogen es so fügte, glitten sie sich hart vorbei, daß des Mädchens fliegendes Kleid den Jüngling streifte, doch sie hielten die Blide fast wie vorfächlich abgelenket und beschleunigten ihren Lauf wie ein Planet, der in die Sonnennähe gerathen und von seiner Bahn abgelenkt zu werden befürchtet. Aber nach dem Stande der wirklichen Sonne blickten auch sie nicht, als seien sie einzig unter Allen so arm, daß der Abend sie mit keiner Hoffnung zu füllen vermöge, oder als seien sie — und ihre elegante Kleidung sprach mehr für diese Hypothese — beide von einer Monomanie beherzigt, daß der Genuß des Schlittschuhlaufens ein so reicher sei, daß er selbst von der Seligkeit eines Weihnachtsabends nicht überboten und durch ihre Aussicht verkrüzt werden könne.

Den jungen Mann im Pelzrock erreichte jetzt sein Verhängniß. Er war Manchem, der ihn anzureden beabsichtigte, geschickt ausgewichen und wie ein fortstiehender Sperber aus einem Krähenschwarm spurlos verschwunden, nun stante sich, wie er die Menge abermals durchkreuzte, ein Gedränge vor ihm, nöthigte ihn, einen Augenblick inne zu halten, und diesen Moment nutzte ein vollbärtiger, mit vergnüglichen Augen umherblickender Herr, seinen Arm zu packen und nicht wieder zu lassen.

„Hab' ich Sie endlich fest, Doctor!“ rief er, „Sie sind mir schon zweimal wie eine Fledermaus, die übrigens bald wirklich zu fliegen anfangen werden, unter den Händen fortgewischt. Nicht wahr, Sie kennen mich kaum mehr, es sind vier Jahre, seitdem wir uns in Dresden zuletzt gesehn, als Sie mit Ihrer reizenden, kleinen Frau auf der Hochzeitsreise da waren. Ich bin einmal zu Weihnacht hierher herüber gekommen, es ist verflucht so als ein alter Junggeselle am Weihnachtsabend allein sitzen zu sollen, und ich habe Verwandte hier, die Kinder haben, ein ganzes Rudel, ich bin aus dem Haus weggelaufen, man kann sich vor den Rängen nicht bergen, sie sind ganz toll und kleben wie die Fliegen an Einem, um irgend eine Herrlichkeit vorweg zu schnappen. Entschuldigen Sie, daß ich von mir spreche, das Herz wird Einem ganz voll, wenn man nicht dran gewöhnt ist. Sie wissen's ja auch, ich denke mir, Väter wissen's alle. Wie geht's Ihnen denn, Doctor? Ein Bißchen magerer sind Sie geworden, dünkt mich, und Ihre Augen sehen etwas trüb und angegriffen aus. Ein Arzt muß das sehen, wissen Sie, vielleicht thut's der scharfe Wind, oder strengen Sie sich Nachts zu sehr bei Ihrer neuen Arbeit an? Ich warne Sie bei Zeiten, Augen kann man sich nicht wieder kaufen. Habe übrigens sonst schon viel von Ihrem Unternehmen gehört, auch selbst gelesen und hat mir vortrefflich gefallen. Darin sind Sie ganz der Alte, nur noch schärfer, als früher. Nun, und was macht Ihre liebe Frau? Das war solch eine Frau, die man nicht wieder vergißt, wenn man sie einmal gesehn. Weiß Gott, es gibt nicht viele davon und wäre mir nur einmal eine von der Sorte vorgekommen, so brauchte ich auch nicht zum Weihnachtsabend hierher —“

Der redselige Arzt stockte, denn die Augen des Andern gingen mit einem eigenthümlichen Ausdruck an ihm vorüber. Etwas Ankaltendes, Zurückweisendes lag zugleich in seiner Erwiderung. Er entgegnete:

„Ich danke Ihnen, lieber Freund, es geht mir vortrefflich, und meiner Frau wird es auch vernuthlich so gehn. Sie hätten sie auf Ihrer Reise unterwegs sehen können, da sie nicht hier ist —“

„Nicht hier? Am Weihnachtsabend?“ Der Arzt stieß es verwundert aus, sein vis-à-vis fiel schnell ein:

„Ihre Gesundheit erlaubte ihr den Aufenthalt in unserem rauhen Klima nicht, und wie ich höre, hat sie eine etwas südlicher gelegene Stadt gewählt —“

„Mein Gott —“ stammelte der gutmüthige Herr, „ist es möglich — ist es wirklich wahr? Ich habe einmal ein dunkles Gerücht davon gehört und habe darüber gelacht und gesagt, es gäbe gar kein glücklicheres Paar auf der Welt —“

„Sie irren sich nicht, mein lieber Doctor. Nur muß es ja nicht grade ein Paar sein, zwei Einzelne thun dasselbe auch. Es hat mich gefreut, Sie zu treffen, und ich sehe Sie wohl noch wieder.“

Der Sprecher machte sich mit einer leichten Bewegung los, oder vielmehr es bedurfte ihrer kaum, da die Hand des Arztes bereits selbst ihn losgelassen, und glitt in hastigem Schwunge über das Eis fort. Er entschwand den Augen des Nachblickenden schnell, die letzten zehn Minuten hatten die Physiognomie der Schlittschuhbahn außerordentlich verändert und die Zahl ihrer Besucher auf ein Minimum reducirt. Die Mehrzahl hatte ihren Zweck erreicht und sich in die erfahnte Dunkelheit oder Dämmerung wenigstens hineingelaufen. Sie tummelte sich jetzt am Ufer wie abendlich heimziehendes Gevögel, dessen schwarzes Gefieder eilig und lärmend über die Schneelandschaft hinhuschte. Wer sich heute jetzt noch auf dem Eise befand, mußte von wirklicher Leidenschaft dorthin getrieben und festgehalten sein — der junge Mann im Pelzrock blickte sich um, wohin er im Zwielicht sah, war in der That Alles ausgebrochen oder aufbruchsbereit, und er befand sich als Alleinherrscher auf dem Plage. Dieser Gedanke oder dieses Gefühl schien ihn in Wirklichkeit mit einem gewissen Stolge zu überkommen, denn er machte noch keine Miene, dem Beispiel der Andern zu folgen, sondern er warf den Kopf zurück und tief Athem holend flog er mit noch stärkerer Geschwindigkeit, als je, gegen den scharfen Abendwind über die menschenleere, dämmernde Fläche dahin. Das Eis knirschte unter seinem Stahlschuh, der Wind pfiß, dazwischen klang es manchmal wie ein zorniger, aus gepreßter Brust hervorgestoßener Laut. Der Läufer jagte vorwärts, als wenn er mit einem unsichtbaren Begleiter um die Wette, oder als fliehe er vor einem solchen, der ihm aller Anstrengung zum Troz unablässig an den Fersen forschte. Und doch befand er sich in dem vereinsamten Revier ganz allein.

Er sagte es auch selbst mit scharfer Stimme: „Ganz allein —“ und er fügte spöttlich auflachend hinzu: „Der alberne Tropf, deshalb fährt er bei fünfzehn Grad Kälte neunzig oder hundert Meilen weit, um sich diesen Abend von Flegeln aus allen Jahrgängen, die noch nicht einmal seine eigenen sind, molestiren zu lassen. Und dazu sah er aus, als hätte er zum erstenmal das Glück am Schopf gefaßt.“

Er stief mit einem Sitzzug in die Wette. — „Das Glück? Was ist Glück? Ein Narr, der auf die Frage Antwort will!“

Plötzlich stufte er — war er doch noch nicht Alleinherrscher auf der Bahn? Es ließ sich kaum mehr Zwielicht nennen, nur so helle noch war's, daß er drüben am entlegenen Rande ein paar Schatten gewahren konnte, die sich noch immer in Kreisen über dem weißen Grunde bewegten.

Zwei Schatten oder einer? Manchmal schien es einer, eine ganze Weile lang, dann theilte er sich wieder, doch für immer kürzere Pausen, in immer kleineren Kreisen. Nun schwebten beide abermals aufeinander zu wie zwei Planeten, die ihre Bahn verfolgten — der einsame Astronom im Pelzrock richtete die Augen hinüber wie ein Telescop — und nun sollte ihre Ellipse sich schneiden, ihr Lauf sie aus der größten Anziehungsnähe wieder entfernen.

Da wichen beide mit plötzlicher Wendung aus ihrer Bahn; erst langsam, zögernd glitten sie aufeinander zu, dann flogen sie sich entgegen, und dann war die Zwei unzertrennbar in eine Eins verwandelt, und als ob die Geschwindigkeit ihres Laufs sich gegenseitig aufgehoben habe, verharren sie, eine einzige dunkle Gestalt, unbeweglich auf dem Punkte, auf dem sie sich im Weltraum getroffen.

„Sie haben ihre Weihnachtsfeier und brauchen keine Lichter dazu,“ murmelte der einsame Beobachter. Er hatte ebenfalls inne gehalten und setzte sich jetzt, wie von einem plötzlichen Grimm erfaßt, wieder in Bewegung, grade auf den Doppelpunkt seiner Augen zu. Dieser kam nun ebenfalls heran, er verbreiterte sich zu der silhouettenhaften Erscheinung männlicher und weiblicher Kleidung nebeneinander. Einige Secunden noch und auch die Locken des Mädchens, das stundenlang schon drüben um ihren schlanken Nachbar die concentrischen und tangirenden Kreise beschrieben, flatterten deutlich erkennbar gegen den Abendhorizont. Sie liefen Hand in Hand — erschreckt fuhren jetzt die Hände auseinander, und die Körper folgten nach. Sie trennten sich und wichen in weitem, entgegengesetztem Halbbogen der herannahenden Gestalt aus, dann vereinigten sie sich hinter ihr, schnell und schneller auf sich zuwendend, wieder in der Ferne und verschwanden als Einheit abermals im völlig hereinbrechenden Dunkel.

Nun war er wirklich Alleinherrscher auf dem öden Raum. Er starrte den Lezten, die es ihm freitig gemacht, nach und murmelte: „Das war die Antwort — das ist Glück.“

Der Wind durchschauerte ihn, über ihm traten schon einzelne Sterne aus dem großen Döngewölbe.

„Und wenn auch — was ist's, wie lange wird es sein?“

Er wollte dazu aufbrechen, wie er es vorher gethan, doch es kam unvollständig, matt und klanglos von den Lippen. Ihn froz, als ob es ihn mit plötzlicher Angst vor der Tiefe übermanne, die unter seiner glatten Bahn lauerte, lief er mit schwankender Hasi auf den nächsten Punkt des Ufers zu, entledigte sich eilig seiner Stahlschuhe und schlug den Weg zur Stadt ein. Er betrat diese durchs Brandenburger Thor, verfolgte kurze Zeit die grade Richtung und bog dann zur Linken ab. Der Glanz des Weihnachtsabends begann ihn zu umfassen, Kerzenschimmer fiel aus hundert Fenstern auf die Straße, auf seinen silbernen und goldenen Fäden schwankten wie auf Strahlenbrücken durcheinander jubelnde Stimmen hinterdrein. Er ging schneller, seine Schritte hallten um ihn wie um Witternacht, Niemand begegnete ihm oder gab ihm das Geleit. Es war ebenso einsam in der sonst drängenden, treibenden Straße, wie es draußen vor dem Thor gewesen, nur der Schnee knirschte unter dem Fuß, und er zog an einem Gaspfeiler verwundert seine Uhr.

„Erst sechs Uhr — ja so, die Leute haben heut drinnen zu thun. Es ist die Stunde, in der auch wir den Baum anzündeten — wenn man kleine Kinder hat, die frühzeitig schlafen sollen —“

Wieder zusammenschauernd, verschluckte er die letzten Worte. „Es war eine Dummheit, so lange draußen zu bleiben, ich werde mich erkältet haben. Ein alberner Abend, an dem man sicher ist, nirgendwo ein bekanntes Gesicht zu treffen! Narrheit! Wofür ist die Arbeit da? Es ist ein vortrefflicher Abend für eine satirische Kritik — was haben Sie, was wollen Sie?“

Er war schneller gegangen, fast gelaufen und stieß beinahe gegen ein menschliches Wesen, das schüchtern vor ihm an die Hauswand zurückwich. Das Licht der ziemlich entfernten Gasflamme fiel undeutlich auf ein noch junges, doch abgezehres und gramantstelltes Frauengesicht, das noch vor kurzen Jahren schön gewesen sein mußte. Das Weib stand und sah ihn stumm mit sieberglänzenden Augen an, aber es antwortete nicht und er mußte seine Frage wiederholen. Nun sagte sie bitter, fast trotzig: „Ich will nichts — Sie würden es mir auch nicht glauben, Reine thut's — nur zur Apotheke will ich.“

Sie wollte vorüber, doch er faßte ihre Schulter und zwang sie zum Stehen. „Zur Apotheke? Weshalb?“

Die Frau machte sich mit einem Ruck los und versetzte hart töndend: „Es geht Niemand an — aber wenn es Ihre Behaglichkeit im warmen Zimmer vermehren kann, will ich's Ihnen sagen: Weil mein Kind im Sterben liegt.“

Er schwankte einen Schritt zurück und staunte ihr mit ungewissem, scheuem Blick in das wie zu irrthümlichem Lachen verzogene Gesicht. „Heut? Unmöglich! Am Weihnachtsabend?“

Sie stieß nur einen dumpfen Laut aus, und er sammelte seine Gedanken. „Und weshalb geht Ihr Mann nicht, damit Sie bei dem kranken Kinde bleiben können?“

Sie hatte die Worte, die er zuvor ausgestoßen, mißverstanden und repetirte sie mit schneidendem Klang: „Am Weihnachtsabend? Unmöglich! Es ist eine Lüge, wie könnt's anders sein! Ich will Ihnen auch von meinem Mann etwas vorlegen. Er ist aus der Noth und dem Glend fortgelaufen, um für sich allein zu sorgen, weil drei mehr sind, als Einer. Lüge! Lüge! Unmöglich! Wie könnte ein Mann das thun? Männer sind immer edel, und nur die Frau trägt die Schuld, wenn so etwas vorkommt!“

Sie lachte mißtönig auf, der junge Mann griff wie besinnungslos in die Tasche, preßte ihr seine Börse in die Hand und stürzte fort. Noch vierzig oder fünfzig Schritte, überall durch geisterhaft aus den Fenstern fallende Bälle, dann stand er vor einem lichtlosen Hause, dem einzigen straßen auf und straßab. Unter der Thür glänzte mit großen Buchstaben: „Redaktionsbureau“ was kleiner darunter geschrieben, war in dem Schatten der Portawölbung nicht zu unterscheiden. Ebenso seitwärts nur die der Straße zugewandte Hälfte des Namensschildes: „Dr. Robert — Ueber dem Namen selbst lag Dunkel.

Er stand vor dem Hause und blickte auf die lichtlose Front desselben. Dann murmelte er: „Sie hatte Recht, es steht schauerlich aus an solchem Abend, als sei der Tod drin zu Gast gebeten. Seine Hand griff vorwärts und riß heftig an dem Schellenknopf, ein Schimmer blitzte durch das Schlüsselloch, und die Thür flog von einem ältlichen Diener geöffnet, auf. Der Eintretende fuhr ihn barock an: „Warum ist kein Licht in den Zimmern? Es ist Weihnachtsabend, und Sie wissen doch, daß wir kommen, Margarethe —“

Beim letzten Wort brach er ab und verbesserte: „Friedrich, der Diener sah ihn betroffen an. „Der Herr Doctor haben Sie wohl, durchaus nicht daran zu erinnern, daß Weihnachtsabend —“

„Jetzt will ich's aber! Es soll Weihnacht sein, auch bei mir soll Weihnacht sein! Schaffen Sie einen Tannenbaum und Lichter, daß es hell wird! Champagner! Ich warte auf Gesellschaft und will lustig sein! Wer kommt, ist geladen!“

Friedrich stotterte verwirrt: „Es wird nicht mehr möglich sein, den kleinsten Baum —“ doch sein Herr schnitt ihm abbrausend das Wort ab: „Nicht möglich? Was ich will, ist möglich, muß möglich sein! Eilen Sie sich!“

Die Züge des fast schon ergrauchten Dieners heiterten sich plötzlich auf, er murmelte etwas in dem Bart und verschwand. Der Doctor Robert setzte sich in einen Armstessel seines eleganter eingerichteten und reich mit Kunstwerken decorirten Studierzimmers und schlug in die hohe Ultralampe blickend einen hastigen Zigarren mit den Fingern auf der Lehne des Stuhls. Draußen mußte eine Aenderung eingetreten sein, und ein Schneetreiben im Begriffe stand, das Sterngefunkel zu verdecken, denn es knirschte ab und brach mit sich verstärkender Heftigkeit an die Scheiben, dazwischen schallend die Uhr eines Thurmes, ein Scheit fiel im Ofen zusammen, sonst war es still, todtensill.

Eine ganze Weile lang — dann flog die Hand des jungen Mannes erschreckt von den Augen, über die er sie wie einen Zirkelschirm gelegt, und er selbst sprang in die Höhe und wich zurück, als sei etwas Unheimliches zu ihm eingetreten. Ein blendendes Kerzenschimmer war durch die Thür über ihn hereingefallen, eine auf der Schwelle stand der alte Diener mit einem von Lichtern und Goldblitzen strahlenden, buntbehängten Tannenbäumchen in der Hand. Es zuckte fast ein etwas bitterer Zug um seine Lippen, wie er das jezige Gebahren seines Herrn wahrnahm, und er murmelte: „Ist's nun wieder nicht recht?“ Doch der Doctor winkte, nachdem er zur Besinnung gelangt war und sagte lachend freundschaftlich Ton: „Es ist gut, Friedrich, stellen Sie den Baum nur dorthin und bringen Sie mir Wein.“

Auch das geschah; der Alte entorkte die im Eiskühler stehende Flasche und ging, und jener befand sich wieder allein. Er schenkte sich hastig einige übersprudelnde Gläser ein und trank sie leer, dann trat er ans Fenster, sah ins dicke Schneegewölbe hinaus, und dann sah er wieder wie zuvor im Armstessel und blickte vor sich hin. Er rollte den Stuhl mit plötzlich heftiger Bewegung an einen großen, alterthümlich geschnittenen Schreibstisch und griff nach einer Feder, doch nach einer Minute warf er sie wieder hin und legte den Kopf mit geschlossenen Augen an die Lehne zurück.

Die rothen, grünen und gelben Wachslichterchen auf dem Tannenbaum brannten fröhlich, unbeachtet. Manchmal züngelte eins übermüthig auf, als lebe es mit goldener Zunge nach den süßen Dingen, die sich überall zwischen den grünen Nadeln hervorvordrängten, aber das Flämmchen erreichte keins von den sorgsam zur Seite gebogenen, sondern höchstens die Spitze eines überhängenden Zweiges. Dann zischte und knirschte es leise auf und langsam erlosch der gefährliche Waldbrand wieder und füllte sich glimmend das große Zimmer dicht und dichter mit Weihnachtsbaum.

Der einsame Inhaber desselben schlug jetzt die Augen wiebete auf, und sie fielen in grader Richtung auf den kerzenstrahlenden Baum. Die kleinen Flammen erregten ein Abendlästchen in den

Tanne, in welcher einige der an feinen Fäden aufgehängten Puppen und Figürchen sich leis zu regen begannen. Sie schaukelten wahrnehmbar hin und her, besonders eine, am höchsten droben. Es war eine zierliche Wiege, mit blauer Seide ausgeschlagen, darunter lag ein winziges Kindchen mit einem Spitzenhäubchen auf dem Kopf und mit einer Spitzendecke eingemummelt. Man sah es auf den ersten Blick, das Ganze war nicht so gekauft, sondern eine Hand, die selbst noch Freude daran gehabt, hatte die einzelnen Theile sorglich zusammengewählt und mit unverdrossener Ausdauer der Liebe daran gearbeitet, bis sie das kleine Kunstwerk vollendet hatte, bestimmt irgend einem Liebling das glückliche Lächeln und den Jubel einer Minute abzugewinnen, um in der nächsten vielleicht schon als Bohne für die lange Mühe von dem kleinen thörichten Händchen zerrissen am Boden zu liegen. Freilich in diesem Fall hatte es ein glücklicher Genies bis jetzt ungefährdet bewahrt, und anmuthig, als ob es so eben erst den letzten Nadelstich empfunden, schaukelte es sich in der leichten Zugluft der Flammen.

Es hatte die Augen des jungen Mannes dadurch auf sich gezogen, und sie blieben groß und unbeweglich darauf haften. Dann begann plötzlich eine Phantasmagorie vor ihnen.

Eine solche war's, unverkennbar. Wohl blendeten die zahlreich flimmernden Lichter ihn, in die er lange hineingeblickt, allein er fühlte dennoch, daß er es hätte gewahren müssen, wenn Jemand irgendwo neben dem Baum gestanden hätte. Es war Niemand in die Thür getreten, und Niemand war da, auch nicht der Schatten eines Wesens. Und trotzdem sah er deutlich, daß sich ein ganz kleines Händchen hoch droben nach der schaukelnden Wiege ausstreckte und die zierlichen Finger bald öffnend und bald sich schließend, vergeblich darnach griff.

Nur die kleine Hand, nichts weiter, aus der leeren Luft kommend und in die Luft greifend. Lautlos, aber entschieden deutlich —

Nein, jetzt gesellte sich auch eine Stimme hinzu. Eine holde, traumhafte glückliche Stimme, und sie sagte, und er hörte, daß sie dazu lächelte: „Siehst Du die Wiege, Richard — darin ist auch ein kleiner Richard —“

Woher kam der Schatten? Er stand plötzlich groß und scharf an der Wand, eine Silhouette mit schlichtem Haar und jugendlichen Zügen. Sie trug etwas auf dem Arm, das anfänglich so deutlich erschien wie sie, und dann unheimlich blaffer wurde — wie von einer darübergleitenden Hand gelöscht, immer blaffer — und in Nichts zerrann.

Er riß mit wahnsinniger Gewalt an der Glocke, und der alte Friedrich stürzte ins Zimmer. Sein Herr stand verstört am Fenster und machte ihm heftige Geberden mit der Hand. Er wollte sprechen, doch die Zunge versagte ihm den Dienst, endlich stieß er zornig aus: „Den Baum! Nehmen Sie den Baum fort!“

Der Alte streckte kopfschüttelnd schweigend die Hand aus, den Befehl zu vollziehen, allein jetzt, wie durch seine Anwesenheit muthig geworden, trat sein Herr auf ihn zu und hielt ihn wieder zurück. Er deutete mit unsicherem Finger auf die Wiege und fragte: „Woher haben Sie die Sachen an den Zweigen?“

Der Befragte antwortete mit etwas ausweichendem Blick. Es war ihm vorhin plötzlich eingefallen, daß sie noch in einem Schrank vorhanden, von früherer Weihnacht noch da seien. So hatte er sie gesucht und den Baum eilig damit gepunkt. Und obwohl der Herr Doctor ihm bei Strafe, ihn sofort aus dem Dienst zu jagen, verboten, davon zu sprechen — zu denken wenigstens habe er es nicht lassen können, wie die Frau Doctor vor grad' zwei Jahren am Weihnachtsvorabend noch bis Mitternacht gewesen und die hübsche Wiege für den kleinen Richard mit ihren beiden Fingern zusammengedrückt — und wie sie wieder grad' ein Jahr darnach den kleinen Richard selbst in eine andere, kalte, schwarze Wiege gelegt — wenn's seinen Dienst ihn auch kosten sollte, er könne nicht anders — am Weihnachtsabend —

Der Alte hatte seine Hand um den Stamm des Tannenbaums gelegt, das geschmolzene Wachs der Lichter tröpfelte ihm darauf, ohne daß er es fühlte, und aus den Augen rollten ihm andere Tropfen übers Gesicht, ohne daß er sich darum bekümmerte. Sein Gebieter stand stumm, mit gesenkten Lidern auf dem Boden starrend. Er wiederholte seinen Befehl nicht und widerrief ihn nicht. Die Blicke des Dieners haften ängstlich wartend auf seinen Zügen, endlich fragte er schlichtern: „Soll ich den Baum forttragen?“

Der Doctor gab noch immer keine Antwort, es war als ob er in der letzten Minute nichts, was um ihn geschehen, gehört und gesehen. Nun fuhr sein Kopf verwirrt in Ausdrucks in die Höhe, es wurde draußen scharf an der Hausthür geläutet, und er versezte hastig: „Nein, sieh erst nach, was da ist! Ich bin nicht zu Hause, für keinen Menschen!“

Ein ganz leises, befriedigtes Lächeln flog über das Gesicht des Alten, wie er, seinen Auftrag zu vollenden, sich hinauswendete. Der Zurückbleibende trat an den Baum heran und sah seinen Augenblick zaudernd darauf hin, dann streckte er den Arm hinaus und nahm die Wiege in die Hand. Seine Finger spielten durch die Spitzen der kleinen Decke darin, und seine Lippen murmelten unhörbar: „Marie —“

Draußen hatte sich ein Stimmenwortwechsel erhoben, den er nicht vernommen. Nun ließ er hastig die Wiege fahren und eilte mit der Stirn zurück — die Thüre flog weit auf; ein rauhes, schmerzhaftes Kleid streifte an ihr vorbei und eine laute Stimme rief: „Doctorchen, für mich sind Sie doch zu Hause? Doctorchen, sie verbrennen sich ja Ihr schönes Lockenhaar, sind Sie toll? Ich sah Licht bei Ihnen und da lasse ich mich nicht abweisen. Ich kann gehen, alter Cerberus, lassen Sie mich nur sorgen, was Sie bekommen keine Schläge.“

Es war eine Frauengestalt von üppigem Wuchs und durchdringendem klavieren Organ in elegantester Toilette. Der erste Blick auf ihr wenig anmuthsvolles als classisch schönes Gesicht verrieth unverkennbar die Schauspielerin. Sie trug über dem schaukelnden Seidenkleid eine kostbare, weißlockige Pelzmantille, an der sie lachend den in der Wärme des Zimmers schnell zerbrechlichen Schnee abstaubte oder abschlug, während ihr bewegliches Auge hurtig den Raum, in den sie eingetreten, durchsah und in einem Moment alle Gegenstände desselben musterte. Jeder junge Mann stand noch und blickte sie, seine Gedanken gammeln, ungewiß an; sie streifte jetzt den Glace-Handschuh über ihrer weißen, sorgsam gepflegten, nur ein wenig zu fleischigen Rechten und trat, sie ihm hintretend, mit den Worten auf ihn zu:

„Nun geben Sie mir einmal ordentlich die Hand, Doctor! Ich sehe mich noch immer an, als wüßten Sie Ihre alte Freundin nicht hinzubringen. Ja, jünger wird man eben nicht, Doctorchen. Ist es nicht hübsch von mir, daß ich Sie in der

ersten Stunde meiner Ankunft aufsuche? Der Zug ist um sechs gekommen — ja, Ihr seid gefürchtete Leute, Ihr Herrn von der Feder, man geht erst zu Euch und dann zu Königen oder Prinzen. Sie wissen, ich trete übermorgen zum erstenmal auf, als Mariechen Stuart. Halten Sie die Wahl als Debut für glücklich? Wir müssen übrigens gleich morgen dafür sorgen, Kind, daß unter den Linden in den Schaufenstern Costümbilder ausgehängt werden. Sie haben sich aber reizend hier eingerichtet, es ist wahrhaftig so gemüthlich bei Ihnen, Doctorchen, daß ich einen Augenblick ablege. Sie haben doch nichts vor? Unsin, heut' Abend werden Sie nicht arbeiten! Haben Sie gehört, ob sich schon viele für die Maria Stuart haben vormerken lassen?“

Sie zog ihren Pelzmantel ab, warf ihn auf einen Stuhl und sich selbst in die Ecke des Sophas. „Ich dachte, es seien nur ein paar Schritte zu Ihnen,“ fuhr sie fort, „und nahm keinen Wagen, aber in dem Schneewetter bekommt man insam kalte Füße —“

Sie hatte ein paar Ueberschuhe von sich geschleudert und zog, während sie es sagte, ihre kleinen Füße in perlgrauen Atlasstiefelchen auf ihren Sitz hinauf. Das Kleid bauchte ein wenig auf dabei, sie glättete es mit einem Handschlag hinunter und lag in ihrer unanzweifelbaren Schönheit als ein interessantes Bild da, einer Löwin, nicht im figürlichen, sondern im wirklichen Sinne ähnlich. Das Kleid fiel ihr oben, weit ausgeschlitten, von den vollen, blendend weißen Schultern, dann umschloß es enggeschmürt die etwas verängliche Taille und preßte den Oberkörper stark empor. Sie war theils vom Gehen wider den Schneewind, theils vom hastigen Sprechen athemlos. Ihre Brust senkte und hob sich, daß der über ihre untere Hälfte gespannte Seidenstoff knisterte, und sie rief:

„Nun erzählen Sie mir doch etwas, Doctor! Sie sind ja stumm wie ein Fisch; der Knabe Robert fängt an, mir fürchterlich zu werden. Was machen Sie? Ich danke Ihnen noch für die reizende Kritik, die Sie damals in München über mich geschrieben. Sie sind der Einzige, der so etwas sagen kann, wenn Sie die Feder ansetzen, da ist Geist, Spiritus. Was macht Ihr kleines, reizendes Fräulein? Wie ich mich darauf gefreut habe, sie wiederzusehen, Sie glauben es gar nicht!“

Er hatte ab und zu ein Wort erwidert, doch jetzt that er es nicht, sondern machte sich mit einem Gegenstande auf dem Tisch zu schaffen. Es trat eine momentane Stille ein, in der sie sich mit den beringten Fingern leicht vor die Stirn schlug und halb laut hinzufügte: „Ach so, ich vergaß ja in dem Augenblick —“ dann richtete sie sich auf dem Ellbogen ein wenig in die Höhe, fixirte ihn verständnißvoll mit dem Blick und sagte:

„Wissen Sie, lieber Freund, es hat mir leid gethan, als ich es gehört, schrecklich leid, aber gereut hat's mich doch. Sie hatten Recht. Sie konnten gar nicht anders. Ich fühle es genau mit Ihnen und ich habe mir von vornherein gesagt: die Frau paßt nicht zu dem Manne. Sie ist — wie soll ich sagen? — zu unbedeutend für ihn, er hat sich durch ihr hübsches Gesicht täuschen lassen, aber er wird es selbst bald empfinden, daß damit Alles erschöpft ist. Wir Künstler müssen frei sein und müssen ledig bleiben. Ihr jungen Männer nehmt Euch zu leicht eine Frau, weil Ihr — na, wenn das Jahr dreihundertfünfundsechzig Mal vierundzwanzig Stunden lang rundgelaufen ist, denkt Ihr: Ist das Alles, was man davon hat? Und dann kommt Euch einmal irgend eine Andere in den Wurf, die Euch versteht, Euren Geist und Witz zu würdigen weiß; vielleicht ist sie auch sonst nicht übel, und Ihr denkt, die als Frau küssen zu können, müßte eine ganz andere Wonne sein. Hab' ich's nicht getroffen? Und Ihr habt doch wieder Unrecht, Doctor, wir Künstler dürfen es nicht, wir müssen ledig bleiben. Bei Euch ist's freilich was Anderes, als bei uns, aber machen Sie einmal etwas gegen die Natureinrichtungen! Darum sind wir auch nicht von Stein, und wenn der Augenblick es grade fügt, daß wir — was haben Sie denn da, Doctorchen? Wahrhaftig, Champagner! — daß wir Durst haben, so sagen wir: Laß uns einmal vom Schaumkelch nippen, Freund!“

Sie hatte sich ganz aufgerichtet, ihr classisch geformtes Bein schlüpfte eine Secunde handbreit über dem Atlasstiefel unter dem Kleidsaum hervor und glitt zu Boden, während ihre Hand sich nach dem auf dem Tisch stehenden Glase ausstreckte. Der junge Mann sah ausdruckslos in ihr schönes, seit ihren letzten Worten rosig angehauchtes Gesicht und bewegte sich gegen die Thür.

„Was wollen Sie, Doctor?“

„Ein Glas für Sie bestellen.“

„Unsin, ich trinke aus Ihrem Glas, kommen Sie!“

Er kam widerstrebend zurück und füllte das Glas voll, das sie in einem Zuge leerte. „Sie sehen, daß ich wirklich Durst heut' Abend habe,“ sagte sie, ihm eine Hand auf die Schulter legend und mit der andern das Glas hinhaltend. „Es war ein allerliebster Gedanke von Ihnen, als hätten Sie vorher gewußt, daß ich kommen würde —“

Sie hob das wieder gefüllte Glas: „Auf Ihr Wohl, daß Sie die Fessel los geworden sind, in der Ihr Geist sich nicht regen konnte, und auch auf mein Gastspiel und die Kritiken, die Sie darüber schreiben werden —“

Sie trank, die Augen über den Glasrand fort in sein stummes Gesicht richtend. „Treibt der Champagner das Blut in die Adern —“ intonirte sie laut, „na, bei Ihnen scheint er's nicht zu thun, Doctorchen, Sie sehen ja drein wie ein Primaner, dem zum erstenmal ein hübsches Schenkmaßel ein Glas mit Wein bringt. Wissen Sie, ein solches Gesicht ist unwiderrstehlich für ein courageses Schenkmaßel — es ist ja wohl nicht zu gefährlich — solchem Primaner muß man einen Kuß geben —“

Sie schlang schnell den Arm um seinen Nacken und küßte ihn herzhaft mit ihren champagnerfeuchten Lippen. Doch sie fuhr ebenso hastig wieder zurück und wandte den Kopf nach dem Fenster. Ein windvorhallender Schrei war unverkennbar dicht vor diesem ausgeflohen, und sie klüfferte erschreckt: „Mein Gott, Sie wohnen ja parterre, Robert! Schließen Sie schnell die Vorhänge! Es laufen bei erwachsenen Leuten doch Dinge mit unter, die nicht für Kinderaugen sind!“

Sie war in diesem Moment keine Schauspielerin, oder doch nur zum kleinsten Theil. Ihre kleine Hand hatte die seinige fest umspannt, und ihre Augensterne funkelten gleich denen einer Löwin über seine unbeweglichen, dem Fenster zugewandten Büge. War es eine vom Wind gegen die Scheibe geworfene Schneemasse gewesen, oder hatte er, wie zuvor den zerrinnenden Schatten an der Wand, ein blaßes, an das Glas gedrücktes Gesicht gesehen, das ihn mit großen, stummen, dunklen Augen angeblickt und gleich jenem in Nichts zergangen war?

Ja, ein Schattenspiel war's, das sich draußen auf der Straße bewegte. Wie breit gemähte Schwaben, die er irgendwo aufgegriffen, trug der Wind in aufschauern den Stößen Schneelagen daher und warf sie, die feuchten Halme hierhin und dorthin zerwirbelnd, über die Straße. Zwei Flocken, die geschwisterlich vereint aus der dunklen Luft herabgekommen, riß er unendlich weit auseinander und jagte die eine über die parquetgleich gefegte Straße davon, sie immer wieder aufhebend, aus einer in die andere, während ihre Gefährtin an der Stelle, wo sie den Boden berührt, sich ruhig als Baumstump in scharfweißem Schneegemäuer verwannt sah, das der Sturm in launenhafter Umwandlung bald hier, bald dort, und wie ein Kunstschüler, der seine Geräthschaften noch nicht geübt zu handhaben weiß, immer abändernd und anders modellirend, aufstülpte. Nun waren die Gasflammen wie von einem dichten, perlenden Schleier überzogen, und nun leuchtete sie einige Secunden lang wieder frei die Gasse hinunter; nun ward Alles eine breit daher stürmende, undurchsichtige, windgepeitschte Wand, und nun that sie sich sichtlich wie ein Vorhang auf und man sah das Schattenspiel dahinter.

Zwei silhouettenhafte Figuren spielten auf der zuschauerslosen, trüblich erleuchteten Bühne, eine weibliche und eine männliche. Die erstere war, mit ihren flatternden Kleidern mühsam gegen den Wind ankämpfend, aus einer nah gelegenen Straße gekommen. Sie ging mit geschlossenen Augen, als bedürfte sie derer nicht, während die männliche Figur, die ihr in einiger Entfernung nachfolgte, die ihrigen dem Schneetreiben zum Trost sehr weit geöffnet hielt, als handle es sich darum, die Voranschreitende nicht zu verlieren, etwa eines mit dem Blick zu erschaffenden Stichworts halber. Es ward dem Nachfolgenden, einem hochgewachsenen, stattlichen Schatten, allerdings dadurch erleichtert, daß die Kleidung der weiblichen Silhouette tief schwarz von dem weißen Estrich der Schaubühne abfiel, allein man merkte zugleich, daß sie sich auf derselben durchaus allein wähnte und keine Ahnung von einem Mitspieler hinter sich besaß. Wenn sie einen Moment still stand, that sie es, um Alchem zu schöpfen, nicht um ihn näher herankommen zu lassen, während er, ebenfalls sofort innehaltend, kundthat, daß er ohne ihr Vorwissen eine Rolle mit in dem curiosen Nachstück spielte, zu dem der Wind bald dies, bald das Instrument meisterlich handhabte und das die Gasflammen mit flackernden Lichtern und Schatten umtanzten.

Obwohl der Sturm augenblicklich schwieg, ging die vordere Gestalt jetzt langsamer. Nur Schritt um Schritt mehr, wie zögernd, bewegte sie sich vorwärts, sie hielt die eine Hand auf die Brust gedrückt, als fehle ihr der Athem und der Muth zugleich, ihre Rolle weiter zu führen. Erseichte diese, daß sie in das Haus eintreten sollte, an dessen Thürschwelle sie zitternd innehielt? Der Wind kam wieder und umpfiff ihr, das Haar aufwirbelnd, den Kopf, sie stützte in die Vertiefung, die den Eingang bildete, und war verschwunden.

Sie mußte in das Haus eingetreten sein, und der andere Schatten näherte sich mit eiligeren Schritten. Doch plötzlich fuhr er hastig hinter einen Vorsprung zurück, sie hatte die Straße nicht verlassen, sondern tauchte wieder aus dem Einschnitt auf, zauderte abermals einen Moment und wandte sich dann einem Fenster desselben Hauses zu, aus dem ein heller Lichtschein auf die Straße hinausfiel. Zwei in gleicher Weise erleuchtete Fenster waren es, doch zu hoch, als daß sie hineinzublicken vermocht hätte. Sie stand vergeblich vor dem ersten und sah hinaus, mit plötzlicher Bewegung riß sie jetzt den flatternden Schleier vom Gesicht, als horche sie auf etwas. Sie drehte den Kopf, als irre ihr Auge umher, ein leiser Ton entfuhr ihren Lippen, sie hatte entdeckt, daß der Sturm vor dem andern Fenster eine hohe Schneewehe gebildet und flog darauf zu. Es war mühsam, sie zu ersteigen, denn ihre Füße brachen durch das noch weiche Material des Berges, doch sie klammerte sich mit den Händen am Fenstergesims fest und, sich behend emporhebend, erreichte sie ihr Ziel und legte ihr Gesicht an die Scheibe.

Der männliche Schatten war gleichfalls vorsichtig bis an die Thür herangekommen, und hatte, mit dem Kopf nickend, den Namensanfang auf dem daran befestigten Schilde gelesen. Nun schrak er zusammen und trat eilig wieder hervor. Dicht vor ihm trug der Wind einen lauten, herzerschütternden Schrei die Straße hinunter; wie sein Blick um die Ecke des Hauses irte, sah er die dunkle Silhouette nicht mehr am Fenster, sondern unter demselben regungslos, halb in der ledernen Schneemasse verjunkt.

Trotzdem warf er, ehe er auf sie zuwies, selbst zuvor einen Blick in das andere Fenster, und sein Mund murmelte in den Wind: „Armes Weib — sollte es wahr sein —?“ Nun stand er über sie gebeugt, hob sie auf die Arme und trug sie seitwärts aus dem Lichtschein des Hauses. Sie regte sich noch immer nicht, und er kniete rathlos neben ihr im Schnee und hielt ihre Stirn aufrecht. „Du hast geträumt, armes Kind, vergiß den bösen Traum,“ sagte er liebevoll. Sie schlug die Augen auf und sah ihn unbefremdet an, aber sie sprach nicht, sondern schüttelte nur stumm den Kopf.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, wenn es kein Traumbild war, sollen Sie es von mir selbst erfahren, Frau Doctor. Aber kommen Sie, hier können Sie nicht bleiben,“ fuhr er mit herzgewinnendem und zugleich so Vertrauen erweckendem Tone fort, daß dem Hörer jeder Zweifel an der Ehrenhaftigkeit des Sprechers unmöglich war. Sie suchte noch immer ihr Bewußtsein zu sammeln, doch bei der Anrede, mit der er sie betitelt, hatte sie die Augen noch weiter geöffnet und überließ sich willenlos seiner Obhut. Ihre Lippen stammelten nur abgebrochen jetzt: „Ich will nach Hause — will zurück — auf die Bahn —“ und ein convulsivisch schluchzendes Weinen erklickte ihre Stimme.

Sie sollen es, mein Kind, ich bringe Sie dorthin,“ versezte er, sich unschlüssig umblinzelnd. „Auch ich fahre mit dem Nachtzug zurück — Sie können sicher sein — weinen Sie nicht, liebes Herz —“

Gar manches Stück hat seinen deum ex machina, und auch dies hatte es. Eine breite, dunkle, viereckige Silhouette kam aus dem Schneevorhang die Straße herauf, dann warf die nächste Gaslaterne einen unglücklich verhangerten, wie aus lauter mißgestalteten Höckern bestehenden Pferdeschatten auf das Bühnenpodium. Eine Secunde noch, und das räthselhafte Fuhrwerk, das sich in unbegreiflicher Weise bis hieher gegen den Wind erhalten stand, wie es schien, ohne jedes Huthun des Kutschers bereitwillig still, und die beiden Fußgänger verschwanden, nachdem sie noch einige leise Worte mit einander getauscht, im Innern des bedenklischen Wagens, dessen Thüren sich auch durch die Doppelstichtigkeit des Schneesturms und des Weihnachtsabends nicht irre machen ließen, länger als eine halbe Minute ihrer berechtigten Eigenthümlichkeit des Aufspringens zu entlagen. Hätte Jemand

solchen Moment benutzt, um hinein zu blicken, so wäre er in der Ueberzeugung weiter gegangen, einem glücklichen Vater begegnet zu sein, der seine von der Ermüdung der Fahrt eingeschlämmerte Tochter im Arm haltend, einem ihrer harrenden, fröhlichen Familienkreise zueile — aber so oft die Thüren rechts und links auch freigelegt solchen Einblick verstateten, es sah Niemand hinein, denn es war Weihnachtsabend, und Jeder hatte etwas Anderes zu thun, als zur Musik, die der Wind, und zum Tanz, den der Schnee aufführte, als Silhouettenfigur zu dienen.

„Sie spielen ausgezeichnet,“ sagte der junge Mann in dem Zimmer, auf dessen Tische noch immer die Lichter des kleinen Tannenbaums brannten, „doch so sehr ich Ihr Talent anerkenne, liebe Freundin, und Ihnen für Ihre Absicht, mir ein Vergnügen zu bereiten, dankbar bin, so befinde ich mich doch heut' Abend nicht in der Stimmung, Ihre bewundernswürdige Kunst nach Verdienst zu würdigen. Aber ich kann Ihnen das Compliment machen, daß Sie übermorgen hinreichend sein und Ihren Mortimer in eine Ekstase versetzen werden, die ihm Applaus einbringen wird.“

Er hatte seine Hand aus der ihrigen gezogen und sagte es mit unglaublich kühler, gelassener Stimme, zu der nur ein leises, ironisches Zucken um seine Mundwinkel etwas im Widerspruch stand. Seine schöne Gesellschafterin war einen Moment dunkelroth geworden, und man sah es an den blühenden Fäden, die ihre Juwelenringe ausstreteten, daß ihre Hand leise zittern mußte. Doch mit einem blitzschnell das ernste, fast düstere Gesicht vor sich streifenden Blicke beherrschte sie sich meisterhaft, brach in ein frohlauniges Gelächter aus und antwortete:

„Ja, bei meiner armen Seele, es ist ein Glück für mich, daß ich die Scene nicht mit Ihnen zu spielen habe, Doctor. Nach der Probe, die ich angestellt, würden Sie mich mit durchfallen lassen. Ich glaube wahrhaftig jetzt, das Einzige, wozu Sie zu brauchen sein würden, wäre ein philiströser Chemann, der in einem bürgerlichen Schauspiel seiner Frau den Kaffee einschenkt.“

(Schluß folgt.)

Die Mode.



...nntem eines Waisers auf dem Ball einer befreundeten Familie jüngst fiel mir plötzlich der Frühling ein. Zwar tanze ich noch immer gern, sehr gern, gleichwohl nicht mehr mit der Hingebung, Aufopferung, Weltvergessenheit einer Siebzehnjährigen. Vor 10 und 10 viel Jahren — die Bitter that nichts zur Sache — fiel mir, währenddem ich tanzte, niemals Etwas ein; Alles um mich und in mir war nur Ton; jetzt — Aber es ist nicht zu ändern und immerhin fröhlich, daß die schöne blaue Donna nicht unangenehmere Gedanken, denn solche an den Frühling in uns aufsteigen macht. Verzeihe daher, o du liebliche Freundin, auf deren Wangen noch der Rosenkissen der ersten Mädchenjahre liegt, wenn die sorgliche Veronika heute schon von Frühjahrsstoffen spricht, insofern du noch in einem Meer von Winterreuden schwimmst, ja, vielleicht kürzlich erst das Festkleid deines ersten Balls in lichterhellten Spiegelwänden sahst. Drei Frühjahrsstoffe kann ich, indem ich mich auf Gerson berufe, schon jetzt mit Bestimmtheit nennen: Sieliene, einfach wie gestreift. Ein matter Seidenstoff mit eingewebten glänzenden Atlasstreifen oder, umgekehrt, glänzender Stoff mit matten Reppstreifen.

Crépon, matter Seidenstoff mit crépeartigem Grunde, in den Blumen und Blattguirlanden leuchtenderen Damast eingewebt. L'Armure cristal, ein glänzender Seidenstoff, dessen obere Fäden ein reizendes feines Flechtgewebe bilden. Für Promenadetoiletten ist das am meisten getragene Costüm das aus glattem oder repsartig gestreitem Manchester (Velours Anglais), der hundertfältig zur Verwendung kommt. Ich werde als Beispiel zwei Sammet-Costüme näher beschreiben.

Der Rock des ersten ist mit zwei Bolants garnirt, die in runden Räden mit Band eingefast und ausgeschnitten sind. Die sehr lange Tunika ist mit einer breiten Binde aus Fabe oder Moire garnirt und mit gedrehten Franzen eingefast. Kleiner anschließender Paletot, wie die Tunika garnirt.

Das zweite Costüm aus braunem Manchester (Velours Anglais) besteht in einem einfachen Rock, einer Tunika mit Pelzbeflag, einer Art Jagdweste mit großen Taschen an der Seite, garnirt mit zwei Reihen von Metallknöpfen, die durch kleine Metallketten verbunden auf diese Weise die Weste schließen. Man kauft dergleichen Metallketten meterweise und benutzt sie auch zum Rasfen der Tunika.

Auf Boden von Vigognestoff sieht man immer noch wollene Schürze als Garnitur. Zwar müssen dieselben, um ihrem Zweck zu entsprechen, ziemlich hart sein, aber manche Damen wählen sie von der Stärke einer Klingelschürze, und gleich letzterer in eine mächtige Quaste endigend, um die Mitte des Rückens ihrer Pelserie und die Vorderseite der Röde, sowie des Bolants zu garniren.

Diesen ganzen Winter werden wir Roben aus schwarzer Fabe mit Fabe in hellen Farben, hauptsächlich Rosa und Blau, garnirt sehen. Die Schärpe ist immer von derselben Farbe, wie die Garnitur. Die Art die Schärpen zu tragen ist ganz neu und sehr anmutig. Eine Schärpe von schmalem Seidenband wird vorn in der Mitte der Coriage befestigt; das eine Bandende geht ein wenig seitwärts, bis zur Taille herab und endet in eine volle krause Rüschen-Aggrafe; das andere Bandende dagegen geht bis unter die Schärpe auf der Tunika, da wo sie an der Seite gefast ist.

Abermals und vor Allem sei der großen Umwälzung gedacht, die sich in der Mode vollziehen wird, des Kampfs gegen Tunika und Bolantje. In den

großen Magazinen gleich Gerson finden nur noch die Robe à pouff (hinten stark gefast) und à tablier (vorn mit schürzenartiger Garnitur) Gnade.

Nächstend die Beschreibung einer solchen Toilette ohne Tunika: Es ist eine Gesellschaftstoilette aus hellgrauem Seidenstoff. Die schürzenartige Garnitur ist in kleinen Puffen und Rüschen ausgeführt; ein Streifen von grauer Seide mit Stiderei von rosa Seide umgibt das Tablier. Der Rock, hinten mit sehr langer Schleppe, wird in einen Puff durch zwei breite rosa Reppbänder aufgenommen, die von der Taille ausgehend unter dem Puff in eine große Schleife gebunden sind. Die ausgeschnittene Coriage, hinten nur mit kleinen Schößen, ist mit einer ähnlichen, aber schmaleren Stiderei, wie solche das Tablier umgibt, garnirt.

Ich vergesse noch eine Toilette von schwarzem Sammet. Der Rock hinten sehr lang und ohne jede Garnitur. Die Taille mit sehr kurzen Schößen und viereckigem Ausschnitt hat hinten einen großen Schöß à Postillon, welcher gleichzeitig den Puff bildet. Als Garnitur der Coriage Chantilly-Spitzen und reicher Passementerie-Beflag mit Jet.

Und nun einige Ball-Reminiscenzen. Die erste Ballrobe, die ich sah, war aus Tarlatan mit ziemlich dunklem Grunde. Reppbänder, Braun, Vordorbraun sind bevorzugte Farben, dagegen die garnirenden Blumen von lichten Farben. Die Blüthen sind reliefartig gewebt; aus ihnen hängen, wie in der Natur, die Staubfäden heraus. Es ist dies eine ganz neue, aber sehr theure Garnitur. Man bringt sie auch auf imitirten Franzenartig aufgesetzten Gräfern an; den Abschluß der Garnitur bilden Blattguirlanden ebenfalls im Relief.

Ebenso macht man Eichenblätter mit goldenen Eichen und Früchten hauptsächlich als Garnitur für die reifedafarbenen Tarlatans. Verheiratete junge Damen tragen die dunkeln Niancen, junge Mädchen die hellen, besonders aber weiß.

Hier die Beschreibung der Balltoilette eines jungen Mädchens, sehr einfach und deshalb um so reizender. Die Robe ist aus Tarlatan, deren Tunika mittelst goldener Schürze mit Quasten oder Eichen gefast ist. Die Taille ganz in kleinen wellenförmigen Puffen ist ebenfalls mit Gräfern aus Gold garnirt.

Zu „Sorties-de-Bal“ benutzt man besonders zwei Stoffe: den Algerienstoff und den Crépe-de-Chine. Mit beiden Stoffen kann man sehr einfache, aber auch sehr elegante „Sorties-de-Bal“ herstellen. Hier die Beschreibung eines dieser Umhänge, wie ich sie vor einigen Tagen sah. Es ist eine Pelserie aus Crépe-de-Chine mit weißen Spitzen garnirt, mit großer Schleiße von Moiré-Band hinten dicht an den Halsanschnitt gefest — die Enden reichen bis tief auf die Robe hinab.

Die Frühjahrs-Confections werden mit Guipüre, Passementerie und Franzen garnirt sein. Unter den Neuheiten werden besonders drei die allgemeine Aufmerksamkeit erregen.

Zuerst der kleine Paletot mit Blättern und Palmen von Guipüre im Rücken. Aus den Blättern hängen Passementerie-Quasten mit Eichen von überponener Seide, Perlen und Jet.

Dann die Pelserie mit Metallknöpfen, in welchen sich kleine Schleifen von Moiré-Band mit langen Enden befinden.

Endlich die dritte Neuheit ist das kleine Fichu mit zugespitztem Ende, das hinten bis zum Abschluß der Taille geht, vorn ist es auf der Brust gekreuzt, und seine Enden reichen bis zur Taille. Dieses sehr graziose Fichu, welches die Taille ungemein günstig hebt, wird viel von jungen Frauen getragen werden.

Die Lingerie für seine Toilette wird für den Abend durch das Crépe-de-Chine von heller Farbe mit Spitzen garnirt ersetzt.

So macht man große Westen von Fabe in Türkischblau, Rosa, wie allen andern hellen Farben. Diese Westen sind mit Aufschlägen und kleinen Taschen mit Valenciennes-Spitzen garnirt. Sie bilden hinten einen kleinen Stehragen und werden über der Taille getragen, nur deren Armeel und Rücken sehen lassend. Man kann auf diese Weise mit wenig Kosten seine Toilette sehr elegant machen. Kragen und Kravatte von Crépe-de-Chine sind häufig aus einem Stück. Sie sind mit weißer Spitze garnirt. Auf hohen Taillen trägt man für den Abend und zum Diner ein allerliebtestes Fichu, „Figuero“ genannt. Es besteht aus zwei Rüschen von glattem Crépe, einer Rüsche aus schmalem Band in der Mitte und einer 10 Centimeter breiten Spitze am Rande. Dieses Fichu geht hinten um den Halsanschnitt der Coriage, vorn ist es viereckig, durch eine Schleiße auf der Taille geschlossen; zwei kleine Enden, jedes mit einer Schleiße garnirt, fallen vorn auf die Taille herab. Zwei und ein halber Meter Spitzen genügen zur Herstellung dieses Fichus.

Die Haartracht ist wenigstens am Tage einfacher, als bisher. Der bis auf den Hals hinabreichende Chignon ist verschunden; das Haar wird mehr hoch getragen und läßt den Nacken frei.

Ein Postscriptum für den Redacteur und ein avis au lecteur. Wenn mein Schwager mir zuweilen verstickt, daß ich demnächst vom Potsdamer Sprachreinigungsverein zum Ehrenmitglied ernannt werden würde, so halte ich das für einen boshaften Scherz; wenn mir aber von anderer Seite ernstliche Vorwürfe wegen der verschiedenen französischen Namen und Ausdrücke in meinen Berichten gemacht werden, so — doch davon ein ander Mal!

Veronika von G.

Auflösung des Räthfels Seite 18.

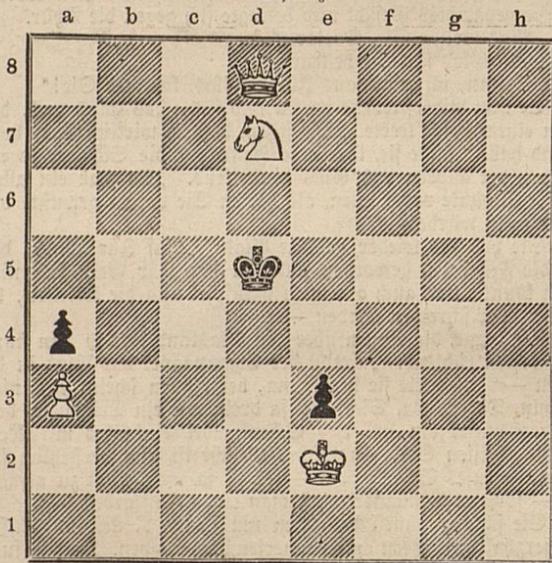
„Sag“.

Auflösung des Rebus Seite 18.

Wo Holz gebrannt zieht Rauch durchs Land,
Was Du immer auch gethan,
Der Ruf zeigt es an.

Schach-Aufgabe. Nr. I.

Von G. A. Schmitt in Delfshaven.
Schwarz.



Weiße.
Weiße setzt in vier Zügen matt.

Correspondenz.

H. in N. . . Ungarn. Um Frivolitäten, point-lace-Stidereien und bergl. recht sauber zu waschen, hestet man sie auf einen Streifen von Mull oder Nanoc, windet diesen um eine Flasche, verstickt letztere mit einem Ueberzug von Mull, und behandelt sie dann in warmem Wasser mit Bürste und Seife, worauf man in kaltem Wasser mehrmals sorgfältig nachspült.

Schweiß und Alpenröslein im Thale. Die Ausstattungsstücke kann sowohl weiß als roth gezeichnet werden. Veranschaulichende Namenschriften werden in einer der nächsten Arbeitsnummern des Bazar erscheinen.



v. 3... is in B. Sie ...
nen uns noch nicht ver-
hen, daß wir über Fr-
Pauline Lucca in jen-
Artitel des vor. J. zu
gelagt hätten?! Um
vollständig mit uns aus-
söhnen, bringen wir
das neueste Porträt der
allem und alledem ge-
nen Künstlerin, das Fac-
einer Photographie aus
rony's Atelier in
York, Broadway 680.
Eine sechsjährige W-
dine. Wählen Sie unter
Ball- und Gesellschafts-
gen auf Seite 4 und 5
Bazar von 1873.
Näseln auf der Haide.
wenden Sie die überflüs-
Felle zur Garnitur
Sammetbretts.
Wau in B. Eine Gar-
aus weißem Crépe oder
und Spitzen wäre jederm-
vorzuziehen.
Eine Polin in S. W-
m

Biqué ist zur Ball- oder Gesellschaftstoilette nicht geeignet.

Langjährige Abonnentin. Beim Zeichnen von Wäschegegenständen ...
man die Buchstaben in Tischzug stets schräg, in Handtüchern
Bettwäse zuweilen schräg, zuweilen gerade zu stellen, je nach
dem Gefallen. Strümpfe werden meist rechts neben der Naht gemacht
Als Vertigungsmittel der Schrauben oder Schaben verwendet man
Mischung von 1 Theil Borax und 3 Theilen Zucker, fein zu Pulver
rieben, oder auch verdünnte Phosphorsäure mit concentrirtem Zu-
ckersirup; eine Hauptfache jedoch ist das sorgfältige Verdröthen des
Rüben an Fäden und Bändern. Wir erluchen Sie, uns Ihre ge-
Adresse anzugeben, um Ihnen das eingelaufene Geld zurückzuer-
können. Unsere Abonnentinnen erhalten ihre Fragen gratis be-
wortet.

B. v. B. P. Das auf Seite 330 d. J. 1872 erschienene Dessin gibt
länglichen Leppich, wenn man die Dessignaturen des Fleins der
nach dreimal und der Breite nach zweimal nebeneinander ausführt.
D. in F. Zum Zeichnen der Wäsche können sowohl einzelne als ver-
gene Buchstaben von weißem oder rothem Garn gewählt werden.
Taschentücher gibt man erfterem, für die gesammte übrige Wäsche
terem den Vorzug. Sammet ist immer noch ein beliebter Stoff zu
tertoiletten.

Abonnentin seit 1865. Ausstattungsstücke für neugeborene Kinder,
stricke Häubchen u. s. w. hat der Bazar von 1872 auf Seite 156
157 gebracht.

Langjährige Abonnentin. Hinsichtlich der Anfertigung des Kleides ...
Sie die Abbildungen des Bazar zu Rathe. Ein schwarzes Seiden-
läßt sich am besten durch gleichen oder hellfarbigen Seidenstoff oder
schwarzen Sammet modernistiren. Zur Tunika aus Atlas können
nicht raten. Schößtaillen sind bevorzugt, Gürteltaillen aber feine-
ausgeschlossen. Wählen Sie die Schärpe von der Farbe des Kle-
die Ausführung eines viereckigen Filetandes hat der Bazar von
auf Seite 182 mit Abbildung Nr. 8 gebracht. Vorlagen zur Lan-
Arbeit erhalten Sie in Henl's Künstler-Magazin, Berlin, Leipziger-
24jährige Verheirathete des Bazar a/M. Nach der eingelaufenen Be-
urtheilen, ist die Seide nur noch als Futterstoff zu verwenden.

M. v. F. am grünen See. — G. F. in S. Eine Witwe darf bei
zweiten Verheirathung als Brauttoilette ein hohes (herzförmiges)
schnitt, Spitzen-Chemise) Kleid von weißem, schwarzem oder farb-
Seidenrepp oder Moiré antique wählen, dazu weißen Schleier,
von Drangensblüthen oder weißen Blumen.

H. F. in D. Ja!
F. H. in A. Wir bedauern, Ihre Wünsche nicht erfüllen zu können,
den Sie sich an eine Tapiserie-Manufactur.

Neuer Abonnentin in der Pfalz. Nächstens.
A. L. in S. Die Zahlung der Dividende der Bazar-Actien findet
Juli statt. — Von den ausgelosten, zur Amortisation gelangenden
sind folgende Nummern:

186, 716, 1586, 1643, 1700, 2614, 3531, 3663, 3665
behuft Rückzahlung noch nicht präsentirt worden. — Die Zah-
ber mit vorklebsenden Nummern bezeichneten Actien haben dieselben
den noch nicht fälligen Dividenden und Talons gegen Ein-
des Nominalbetrages und des Genusshaines an die Deutsche Union
Bant, Berlin, U. d. Linden Nr. 78, abzuliefern.

Graue Augen. Die Antwort auf Ihre erste Frage haben wir nicht
sahrung bringen können. — Mandelfleie ist ein ganz unschädliches
mittel.

Abonnentin in S. L. Ungarn. Der Fußboden muß täglich feucht
wicht und dann sauber mit einem trocknen Lappen nachgerieben
Danfbare Abonnentin. Das zarte weiße Pelzwerk wird am besten
die Benzindämpfe gereinigt. Es werden dasselbe wohl einer dem
Reinigungsanstalt zuwenden müssen. — Das Haarfärbemittel Krone-
erhalten Sie bei Karig in Berlin, Hausvoigteiplatz 9.

F. L. in N. Popp's Anaherin-Mundwasser ist eine Tinctur aus
holz, Myrrhen, Sandelholz, Gewürznelken etc., unterscheidet sich
nicht wesentlich von den Zahntincturen, welche die Apotheken seit
Jahren zu führen gewohnt sind.

X. Y. Z. Uns sind die Beloutine-Pulver ihrer Zusammensetzung nach
bekannt.

Abonnentinnen in Wien. Nur Plombiren schützt vor dem Weiterstod-
Jähne. — Die Meißner entfernen Sie durch Waschen mit Borax-
— Di: Farbe des Haars steht mit dem Einsetzen des Haars in
keinem J...mmenhang.

Abonnentin in L. Begleiten Sie die mit Motten belegten Polster-
Benzin, in welchem ein wenig Kampfer gelöst wurde. Es muß
Begleiten möglichst im Freien und bei Abwesenheit von brennendem
geschähen, da die Benzindämpfe leicht entzündlich sind. Schwefel-
dürften eventuell die Farbe des Bezuges zerstören.

J. K. in H. Alle Gegenstände aus heißer Seide werden am besten in
zin gewaschen. Schiden Sie die Sachen z. B. an die chemische
gangsanstalt von Judlin in Charlottenburg.

C. H. Köbenhavn. Das Enthaarungsmittel Pflothron erhalten Sie
Berlin bei Karig, Hausvoigteiplatz 9. Preis des Cartons 1 Thlr.
v. D. Vor einem Pflaster hat das von uns empfohlene Enthaar-
mittel Pflothron das voraus, daß es schmerzlos wirkt und doch
wie jenes die Haare sammt der Wurzel entfernt. Wo einmal
Haarbildung günstiger Boden vorhanden, kommen trotzdem aber die
doch wieder zum Vorschein.

H. M. in N. Fodhede bringen Sie aus Leinwand durch Einweichen
selben in eine Auflösung von Antichlor (untergeschwefeltem
fort.

Martha in M. Sie meinen das für das fragliche Uebel empfohlene
ninpulver (aus der Apotheke). Brauchen Sie dasselbe indeß nicht
als der Arzt seine Erlaubnis dazu gibt.

Landmännin in Wien. Veruchen Sie die Flecke mit einer Mischung
gleichen Theilen Spiritus und Calmiakegeist mittelst eines Schwamm-
fortzubringen.

v. N. in G. Eine Vorschrift zur Bereitung von Goldcrem steht auf
360. Jahrg. 1872 unter Chiffer Fr. Maj. v. N.

Marie St. Wir raten davon ab, die Haare mit übermanganaurem
zu färben, die auf den Haaren liegende braune Farbe liegt nur
pulvrig auf.

A. F. Wir empfehlen Ihnen die Lectüre des vorerwähnten
Schmidlin's Blumenzucht im Zimmer. Herausgeg.
Jahrg. 2. Prachtausgabe mit 47 in den Text gedruckten Illustrat.
(Preis broch. 2/4 Thlr., gebunden mit Goldschnitt 4 Thlr.) Durch
Buchhandlung zu beziehen!

Freundin des Bazar in Breslau. Gegen eine Verfärbung des Haars
nicht zu machen. Haarwuchsförderungsmitel gibt es ebenso
wie Universal-Zeitmittel. Veruchen Sie einmal gegen die
blühlich das Kammerflüchtige Wasser (aus der Apotheke) anzunehmen.
Schwarze Kirche in Galtzien. Die kosmetischen Mittel Cream of
Bayaders sowie Oriza creme und Oriza lactee sind uns unbekant.
Das beste Zeitmittel läßt sich nicht auf Blasen ziehen: es ist ein
nünftige Hauptflege; dasselbe gilt für die Haarmittel.

Hermine B. — Vergiftungsmittel in K. Man betupft die Eisen-
verdünnter Salzsäure, und nach ein paar Stunden mit Schwefel-
nium (aus der Apotheke); sie werden dann schwarz erscheinen,
tupft sie hierauf aufs neue mit verdünnter Salzsäure und spült
gut in Wasser aus. Wenn nötig, muß das Verfahren wiederhol-
den. — Aufzüge über die neuen Maße und Gewichte finden
Seite 36 und 50 des Bazar, Jahrg. 1872.

Fr. B. v. Ch. in Ungarn. Wir können die Maschine durchaus em-
und ließen Ihnen unter Kreuzband eine Beschreibung und Gebra-
anweisung derselben zugehen.